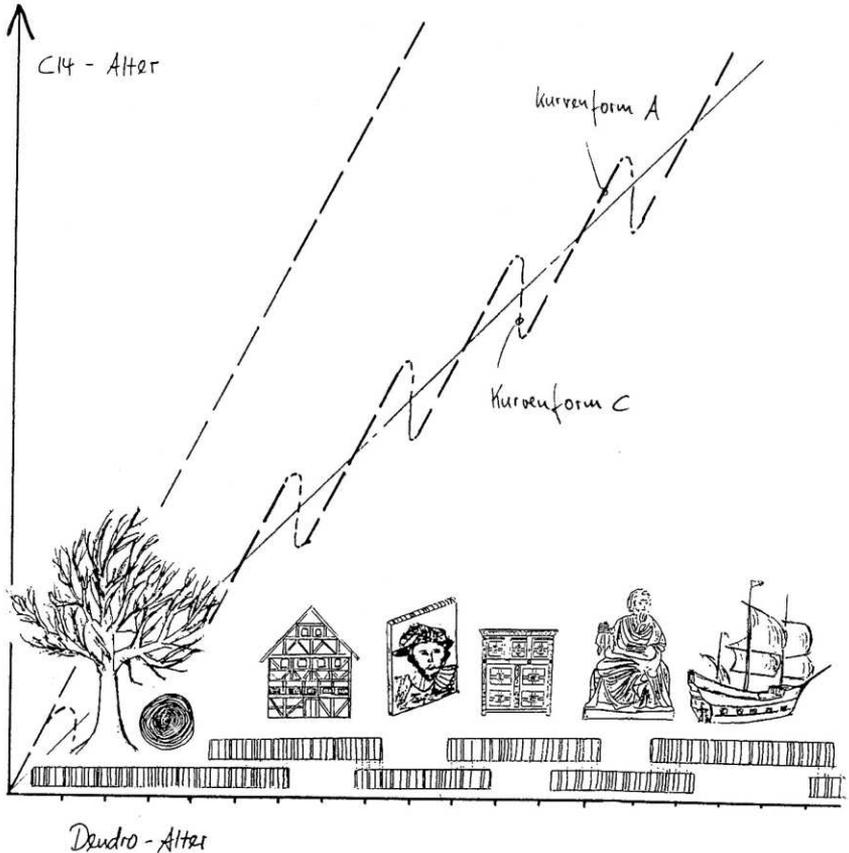


Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/96



Jahrg. 8, Heft 3, August 1996



ISSN 0947-7233

Titelbild: Dendrochronologie; vgl. S. 361ff und Josef Riederer (1987):
Archäologie und Chemie; Berlin, S. 73

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(vormals 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a Tel./Fax: 089 / 87 88 06

ISSN 0947-7233

Herausgeber und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Druckerei: *Difo-Druck GmbH* 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 65,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 70,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 1996 verschickt.

Vorrätige frühere Hefte können nachgeliefert werden: 15,- DM je **Heft** ab 1994, frühere 10,- DM (**Doppelhefte:** 1-2/89 = 12,- DM; 2-3/90, 3-4/91, 4-5/92, 3-4/93 je 18,- DM). **Jahrgänge:** 1989 = 35,- DM; 1990 - 1991 je 40,- DM, 1992 - 1994 je 45,- DM, 1995 = 55,- DM.

Copyright: Mantis Verlag

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortl. im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung)
Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 8, Heft 3
August 1996

Editorial

Bei der ersten Stippvisite in Paderborn, Oktober 1990, war es grau und kalt, die Paderquellen sprudelten einigermaßen lustlos, und die 'karolingische Pfalz' entwickelte erste, noch kaum erkennbare Reize. Diesmal war einiges anders. Junihitze brütete über der Stadt, allerorten las ich von dem "Jahrtausend-Besuch", was denn doch übertrieben gewesen wäre, so es sich nicht auf den nahenden Papst bezogen hätte, und in der Universität wollten am 4.6. über 40 aufmerksame Zuhörer wissen, warum das Gemäuer vor dem Dom plötzlich keine karolingische Pfalz mehr sein solle.

Die mediävistische Garde will lieber sterben, als sich einer neuen These zu ergeben (s.S. 327); insofern wirkt das Erscheinen von *Das erfundene Mittelalter* im September wie eine bedrohliche Attacke. Aber es rumort auch an anderen Frontabschnitten, um im kriegerischen Jargon zu bleiben. Das mächtige Werk von Gunnar Heinsohn und Otto Steiger über *Eigentum, Zins und Geld* liegt in den Buchhandlungen aus, so daß hoffentlich auch hier bald erste Reaktionen und Scharmützel zu vermelden sind. Christian Blöss und Hans-Ulrich Niemitz lösten in allerletzter Minute ihr Versprechen ein, in diesem Heft ihren Beitrag über *Dendrochronologie und C¹⁴* zu bringen. Insofern kann auf diesem naturwissenschaftlichen Gefechtsplatz das Übungsschießen andauern, bis sie ihr neues Buch zu diesem Thema präsentieren. Schließlich sorgt die *Venus* dank ihres jungfräulichen Teints für helle Aufregung bei gefühlskontrollierten Wissenschaftlern, so daß der Katastrophismus fröhliche Urstände feiert. Da freut es umsomehr, daß mittlerweile Hunderte von Abonnenten Zeugen dieser Neuanfänge und Umbrüche werden. Nur der Herausgeber mußte seine Freude aufschieben, wollten doch justament zum Urlaubsbeginn sowohl Heft wie Buch zum positiven Korrekturende gebracht sein.

"Nach Diktat" am 27.7. verreist, Ihr

Aegyptiaca I

Erste Bemerkungen zur altägyptischen Geschichte
von Klaus Weissgerber

I. Vorbemerkungen

G. Heinsohn und H. Illig wiesen in ihrem Standardwerk *Wann lebten die Pharaonen?* [= H/I 1990] auf die "archäologischen und technologischen Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens" hin und versprachen, in einem Folgeband sich "mit der tatsächlichen Pharaonenabfolge" zu befassen:

"Andernfalls blieben uns alle aufgezeigten Unverständlichkeiten, Widersprüche und Anachronismen als unlösbare Probleme erhalten" [H/I 374].

Versuche hierzu gab es im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift [1989], dann überwogen eindeutig Beiträge zu anderen Regionen (vor allem Vorderasien) und zu anderen Zeiten (Frühes Mittelalter). Auf Probleme der altägyptischen Geschichte wurde fast nur noch peripher eingegangen, insbesondere im Zusammenhang mit den Versuchen, die assyrischen Könige mit den persischen Großherrschern zu identifizieren, etwa die Fragestellung: Lebte Ramses II. zur Perserzeit?

Es ist notwendig, die Diskussion über die altägyptische Chronologie wiederzubeleben, denn die von Ägyptologen konstruierte Chronologie, die auf dem (inzwischen widerlegten [vgl. H/I 15f]) Mythos vom Sothis-Zyklus und der Addition von Regierungsjahren in Königslisten beruht, bildet nach wie vor die Grundlage der orthodoxen Chronologie:

"Nicht nur, daß die ägyptische Vergangenheit festliegt - die ägyptische Chronologie dient als Richtschnur und Maßstab für die gesamte Weltgeschichte" [Velikovsky 1963, 119].

Nach dem ägyptischen "Vorbild" wurde die Chronologie des frühen Vorderasiens geschaffen, mit ihren Dogmen vom uralten Sumer und vom Hethiterreich, die durch Annahme von "dark ages" mühsam gestützt wurden.

Es ist natürlich schwierig, diese Chronologie anerkannter Fachkapazitäten zu widerlegen. Dadurch sollte man sich aber nicht abschrecken lassen, sondern sich vergegenwärtigen, daß diese Konstruktionen letztlich auf einer sehr brüchigen Grundlage beruhen: den Königslisten, die sich sehr voneinander unterscheiden und nur bruchstückhaft erhalten geblieben sind, so daß nach wie vor die Auszüge aus Manetho - mit ihren 30/31 Dynastien - maßgebend sind [Clayton 1995, 9], obwohl ihr Wert von den meisten Ägyptologen sehr niedrig eingeschätzt wird [z.B. Breasted 1936, 18].

So besteht der Turiner Königspapyrus aus 164 Fragmenten, die bereits um 1820 'nach Gefühl' in eine gewisse Ordnung gebracht wurden, d.h. die Zuordnung der Texte erfolgte entsprechend der manethonischen Dynastieabfolge und nach Namensähnlichkeiten. Auch die anderen wesentlich kürzeren und zumeist noch lückenhafteren Königslisten von Karnak, Abydos und Saqqara wurden nach diesem Prinzip ausgewertet. Bis auf den Palermostein stammen die Listen aus recht später Zeit.

Lediglich die Inschrift von Karnak, die Thutmosis III. zugeschrieben wird, stammt aus der sog. 18. Dynastie. Sie unterscheidet sich in Auswahl und Reihenfolge grundlegend von den späteren Listen und wird von Ägyptologen durchweg als "unordentlich" betrachtet, weswegen ich sie andernorts gründlich analysieren möchte. Alle anderen Königslisten entstanden in der 19. Dynastie, die Velikovsky m.E. zu Recht mit der Saitendynastie (26. Dynastie) identifiziert hat.

Die Ägypter haben, im Unterschied zu den Griechen und Chinesen, kein fortlaufendes Geschichtswerk hinterlassen. Die Listen sind nichts als trockene Namensaufzählungen (mit Angabe der Regierungsjahre), die von vornherein den Verdacht aufkommen lassen, daß sie 'gestreckt' wurden, daß also viele Könige und Dynastien schlicht erfunden oder verdoppelt/vervielfacht wurden, nur um die scheinbar ewige Dauer des ägyptischen Staates so zu 'beweisen'. Dies fiel schon Herodot auf:

"Auf ihn [Min] folgten dreihundertdreißig Könige, deren Namen mir die Priester aus einem Buch vorlasen [...] Von den übrigen Königen wußten sie keine Taten, nichts Verdienstliches, zu erzählen, angenommen von dem letzten, namens Moiris [...] Deshalb übergehe ich sie" [Herodot II:100-102].

Auch Ägyptologen geben unumwunden zu, daß im Turiner Königspapyrus viele Namen von Königen, z.B. die meisten der "Zweiten Zwischenzeit",

erfunden sind [z.B. Gardiner 504]. Selbst auf ihren Denkmälern nahmen es die Pharaonen mit der Wahrheit nicht so genau und schrieben fast wörtlich "Siegesmeldungen" ihrer Vorgänger ab, die sie für sich in Anspruch nahmen. So hat Phiops II. die Siegesmeldung des Pharaos Sahure, der 100 Jahre vorher gelebt haben soll, einfach abgeschrieben, wobei er sogar die alten Namen der besiegten Libyerfürsten übernahm [Kees 94]. (Oder waren gar diese beiden Könige identisch?)

Die Pharaonen hinterließen eine Vielzahl von Baudenkmalern und Gräbern mit Inschriften. Die Hauptarbeit der Ägyptologen bestand in der Zuordnung dieser Denkmäler zu in den Listen genannten Königsnamen. Obwohl die Zuordnungen oft umstritten sind, entstand ein imponantes geschlossenes System, das nicht leicht zu widerlegen ist. Ich bin aber überzeugt, daß die Ägyptologen ohne die überlieferten Königslisten - nur aus den Denkmälern - eine ganz andere Pharaonenabfolge konstruiert hätten!

Hierbei ist nicht zu vergessen, daß ein Pharaos in der Regel (abgesehen von der frühesten Zeit) neben seinem Eigennamen noch mehrere andere Namen (Thron-, Horus-, Nebti- und Goldnamen) führte, wobei diese zu Lebzeiten (wie im alten China) gewechselt werden konnten, und mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß Könige in Ober- und Unterägypten verschiedene Namen führten [Erman 88ff; Clayton 218].

Vor allem muß aber immer berücksichtigt werden, daß mehrere Dynastien nebeneinander bzw. dynastische Lokalfürstentümer innerhalb von Großreichen bestanden haben können (Für die "Zwischenzeiten" ist erstere Möglichkeit allgemein anerkannt.) Wenn die stratigraphischen und technologischen Befunde Heinsohns und Illigs richtig sind, müssen Verdopplungen von Königen und Dynastien erfolgt sein; es gilt nur, diese zu beweisen.

Im folgenden Beitrag möchte ich vorerst nur einige grundlegende Thesen zur Pharaonenabfolge zur Diskussion stellen, wobei ich auch einige Vorschläge Velikovskys in Erinnerung bringen möchte, die ich nach wie vor für richtig halte. Ich möchte aber auch nicht verhehlen, daß ich einige "Radikalkürzungen" (Neues Reich = Perserzeit) nicht akzeptieren kann.

II. 11./12. Dynastie = 17./18. Dynastie

Schon früh fiel mir auf, daß sich die 11./12. Dynastie ("Mittleres Reich") und die 17./18. Dynastie (frühes "Neues Reich") irgendwie ähnelten. Die ersten "Könige" der 11. und der 17. Dynastie waren kleine Gaufürsten in

Theben, die - in beiden Dynastien - zumeist Antef (Intef) hießen. Dann kam jeweils der große 'Einiger':

- Mentuhotep an der Schwelle zur 12. Dynastie,
- Ahmose an der Schwelle zur 18. Dynastie.

Diese besiegten jeweils Herrscher des Nordens:

- Mentuhotep die "Herrscher von Herakleopolis",
- Ahmose die "Hyksos".

Beide wurden zusammen mit Menes, dem sagenhaften Begründer des ägyptischen Staates, verehrt [Schneider 155], was zum Denken Anlaß gibt. War "Menes" nur eine Symbolfigur, dem Namen Mentuhotep nachgebildet? In der 12. Dynastie gibt es nach Mentuhotep nur zwei Herrschernamen:

- Amenemhet (I. - II. - III. - IV.),
- Senwosret = Sesostri (I. - II. - III.).

Auch in der 18. Dynastie gibt es nach Ahmose nur zwei Herrschernamen, wenn ich von den dubiosen letzten Herrschern absehe:

- Amenhotep = Amenophis (I. - II. - III. - IV.),
- Dhutmose = Thutmosis (I. - II. - III. - IV.).

Ein Zufall? Beide Dynastien hatten ihr Zentrum in Theben. Seltsamerweise gibt es dort keine Denkmäler, die eindeutig der 12. Dynastie zugeordnet werden können. In der Regel heißt es, daß ein Tempel aus der 12. Dynastie durch einen Herrscher der 18. Dynastie ausgebaut worden oder in Anspruch genommen worden ist. Ich werde hierauf noch gesondert eingehen.

In dem Zusammenhang erinnere ich daran, daß in der Ausgrabungsstätte von Tell-el-Fara'in keine Funde aus der 11. bis 13. Dynastie unter solchen der Hyksos gefunden worden sind [Heinsohn 1991, 18].

Ein Unterschied wird darin gesehen, daß die Könige der 12. Dynastie in Pyramiden, die Könige der 18. Dynastie in Felsgräbern beigesetzt wurden. Da meines Wissens noch in keiner Pyramide eine Mumie gefunden wurde [vgl. Illig/Löhner 190f], wage ich die These, daß die Pyramiden nur Scheingrabstätten - zur Irreführung von Grabräubern - waren, während die Könige selbst in den Felsgräbern beigesetzt wurden, wo auch die Mumien der Könige der 18. und 19. Dynastie gefunden wurden!

Ägyptologen sehen einen weiteren Unterschied zwischen 12. und 18. Dynastie darin, daß erst in der 18. Dynastie die Sitte aufgekommen sei, daß Könige ihre Schwester heirateten, was früheren Dynastien fremd gewesen

sei [z.B. Erman 221]. Das stimmt aber nicht: Amenemhet IV. heiratete seine Schwester Nofrusobek (Schekneferu), die nach ihm für zwei Jahre noch Königin wurde (Nofretete?). Die Gemeinsamkeiten gehen bis ins Detail: Sesostri I. führte den Thronnamen Cheperkare, Thutmosis I. den Thronnamen Aacheperkare.

Eine einfache Zuordnung Amenemhet = Amenophis und Sesostri = Thutmosis ist aber nicht möglich, weil die jeweilige Reihenfolge in den Listen nicht identisch ist:

12. Dynastie: A I., S I., A II., S II., S III., A III., A IV.

18. Dynastie: A I., Th I., Th II., Th III., A II., Th IV., A III., A IV.

Wenn meine These stimmt, ist die 12. Dynastie während des Neuen Reiches (19. - 26. Dyn.) erfunden worden, wobei der Einfachheit halber die 18. Dynastie verdoppelt wurde. Das bedeutet aber nicht, daß die Reihenfolge der Herrscher einfach übertragen wurde (sonst wäre womöglich der Schwindel gleich aufgefallen).

Möglich ist aber auch, daß unter mehreren Namen *ein* König erscheint (also verdoppelt wurde) oder Könige erscheinen, die gar nicht regiert haben.

In der 12. Dynastie fällt der nur kurzzeitig regierende Sesostri II. auf, den es nach Manetho gar nicht gab und der nach den Denkmälern von seinem (angeblichen) Sohn Sesostri III. kaum zu unterscheiden ist.

In der 18. Dynastie ist der ebenfalls nur kurzzeitig regierende Thutmosis II., der Sohn von Thutmosis I., auch kaum belegt, obwohl eine Mumie vorhanden ist, die ihm zugeordnet wird [Abbildung s. Clayton 103]. Möglicherweise war er ein vorzeitig verstorbener (oder ermordeter) Kronprinz (Mitregent seines Vaters?).

Wie jeder Ägyptologe bestätigen wird, ist überhaupt die Geschichte der ersten drei Könige, die Thutmosis heißen, sehr verworren und umstritten. Hinzu kommt die legendäre Hatschepsut, Tochter von Thutmosis I. oder Thutmosis II. (auch dies ist umstritten) und Gattin und Regentin des Thutmosis III., der sie schließlich beseitigte und ihre Kartuschen von den Denkmälern entfernen ließ. Sie erinnert an die Nitokris des Herodot [II:101], die ihren Bruder rächte, wodurch sie selbst auf den Thron kam. Herodot [II:102] bezeichnete sie als Vorgängerin des Sesostri.

Heinsohn und Illig haben den Ruf von Herodot als ernsthaften Historiker wiederhergestellt [vgl. Illig 1989b, 14f], deshalb möchte ich auch ihn zu Rate ziehen. Er kennt keine Könige mit dem Namen Thutmosis, dafür aber

einen König Sesostris, dessen Leistungen denen von Thutmosis I. und III. vergleichbar sind. Das bedarf weiterer Untersuchungen. Vorerst nur ein Grobentwurf:

12. Dynastie	18. Dynastie	Herodot
Amenemhet I.	Amenophis I.	-
Sesostris I.	Thutmosis I.	Sesostris
-	Thutmosis III.	-
Amenemhet II.	Amenophis II.	Pheros
Sesostris III.	Thutmosis IV.	Proteus
Amenemhet III.	Amenophis III.	Rhampsinitos
Amenemhet IV.	Amenophis IV. (Echnaton)	Cheops

Wichtig erscheint mir zunächst die Feststellung, daß Herodot alle Könige - von Sesostris bis Cheops und Mykerinos - ohne Dynastien zusammenfaßt und damit auch keine Zwischenzeiten kennt, wie übrigens auch die Königslisten von Saqqara und Abydos, in denen die Herrscher der 17. Dynastie unmittelbar denen der 12. Dynastie folgen. Auch gibt es überraschende Parallelen zwischen zeitgenössischen Berichten und den Überlieferungen von Herodot.

So gilt **Amenophis II.** als großer Feldherr und als grausam. Eine nähere Prüfung ergab aber, daß er nur zu Beginn seiner langen Regierungszeit einen Feldzug gegen syrische Rebellen durchführte, wobei er sich nach seinem Eigenbericht (recht unägyptisch) sehr grausam verhielt.

"**Pheros**" führte laut Herodot keine Feldzüge, er war aber sehr grausam. Er tötete alle Frauen, die ihn "mit ihrem Wasser" nicht von seiner zeitweiligen Blindheit heilen konnten. Gleichzeitig ließ er auch die ganze Stadt verbrennen, in die er sie kommen ließ [Herodot II:145].

Von "**Proteus**" weiß Herodot nur zu berichten, daß dieser zur Zeit des Trojanischen Krieges gelebt hat. Dieser Hinweis kann für die Datierung der Dynastie von Bedeutung sein. Es war die Zeit unmittelbar vor Beginn der Amarna-Korrespondenz des Amenophis III. und des Amenophis IV., in der von "Mitanni" (= Meder laut Heinsohn) und "Chatti" die Rede ist. In den "hethitischen" Archiven fanden sich bekanntlich Hinweise auf "Ahhijawa", was nur "Land der Achäer" bedeuten kann. Die Achäer eroberten Troja.

"**Rhampsinitos**" war für seine Bautätigkeit berühmt [Herodot II:121]. Gemeinhin wird angenommen, daß Herodot mit ihm Ramses II. meinte, der ja als großer Bauherr in die Geschichte eingegangen ist. Herodot habe sich nur in der zeitlichen Einordnung geirrt. Über Amenophis III. weiß die Ägyptologie aber zu berichten:

"Der gewaltige Umfang seiner architektonischen Hinterlassenschaft wird nur von der Bautätigkeit Ramses' II. übertroffen" [Schneider 62].

Nachfolger des "Rhampsinitos" war laut Herodot dessen Sohn "Cheops". Nachfolger des historischen Amenophis III. war dessen Sohn Amenophis IV., der als Echnaton in die Weltgeschichte eingegangen ist.

III. Cheops = Echnaton

Die Parallelen zwischen "Cheops" und Echnaton sind frappierend. Zu denken gibt schon die grundsätzliche Charakteristik des "Cheops" durch Herodot:

"Aber sein Nachfolger Cheops hat das Land ins tiefste Unglück gestürzt. Zunächst hat er alle Heiligtümer zuschließen lassen und das Opfern verhindert" [Herodot II:124].

Wer denkt hierbei nicht unwillkürlich an den Reformen, der eine neue "Sonnen-Theologie" begründen wollte? So heißt es in einem modernen Handbuch über Echnaton:

"Die Einsetzung des Monotheismus in einer Revolution [...] hat ihren negativen Höhepunkt in der Verfolgung der alten Götter, deren Namen auf den Denkmälern ausgemeißelt werden, um sie so der Vernichtung preiszugeben. Gewisse versteckte Hymnen dieser Verfolgungszeit an Amun lassen die Repression politisch und religiös Oppositioneller erahnen" [Schneider 68].

Herodot berichtete, daß Cheops einige Jahrhunderte vor seiner Zeit die großen Pyramiden bei Gizeh errichtet hatte [vgl. Illig/Löhner 179]. Gerade deshalb wurde Herodot von der "modernen" Ägyptologie der Lächerlichkeit preisgegeben, denn nach herrschender Lehrmeinung gilt es als sicher, daß die Pyramiden von Gizeh nicht im "Neuen Reich", sondern Jahrtausende vorher (um -2500) von Königen der 4. Dynastie errichtet wurden.

Nicht einmal Manetho ordnete dieser mythischen 4. Dynastie einen "Cheops" zu, kennt er doch nur einen "Suphis". In den Königslisten gibt es einen "Chufwey". In Kartuschen ist ein "Chufu" überliefert, der Palermo-stein (weil lückenhaft) schweigt. Auf diese 4. Dynastie werde ich noch gesondert eingehen; sie hat nichts gemein mit den Pharaonen "Cheops" und "Mykerinos" des Herodot.

Es ist das Verdienst von Heinsohn und Illig, nachgewiesen zu haben, daß die Pyramiden von Gizeh ("Giza") niemals in einem bronzezeitlichen "Alten Reich" errichtet werden konnten, erst die Technologie der Eisenzeit machte die Errichtung solcher Großbauten möglich. Illig machte aber auch darauf aufmerksam, daß die Pyramiden von Gizeh überhaupt keine in Stein gehauenen Kartuschen mit Pharaonennamen tragen bzw. daß diese entfernt worden sind [Illig 1990, 8f].

Die beiden Autoren haben auch bereits versucht, Pharaonen identisch zu setzen. Heinsohn diskutierte [1987] die Gleichsetzung Echnaton = Necho II., um sie [1988, 176] zu vertreten, worauf Illig die 'Gleichung' "Cheops = Echnaton = Necho II." aufstellte und diskutierte [Illig 1989b, 19, 23]. Die Namenlosigkeit der "Cheops" zugeschriebenen Pyramide bildet für mich eine Bestätigung der These "Cheops = Echnaton". Es ist unumstritten, daß Echnaton in der ihm folgenden 19. Dynastie (= 26. Dynastie) als "Verräter" galt.

In den offiziellen Königslisten, die zur Zeit dieser Dynastie erstellt wurden, wurden Echnaton und seine unmittelbaren Nachfolger (z.B. Tutanchamun) nicht erwähnt; sie gingen unmittelbar von Amenophis III. zu Haremhab über. Überall wurden die Kartuschen Echnatons entfernt, er wurde zur "Unperson" (wie 1964 Chruschtschow in der Sowjetunion); sein Name wurde nicht mehr genannt oder, wenn dies gar nicht zu vermeiden war, als "Frevler von Achat-Aton" umschrieben [Breasted 1936, 235].

Ich gehe davon aus, daß die Gizeh-Pyramiden nach dem Ende des "Verräters" namenlos gemacht bzw. in der Folgezeit fast mythischen Herrschern der Frühzeit zugeschrieben worden sind. So ist es auch ganz natürlich zu erklären, daß Herodot die Erbauer der großen Pyramiden (die er nach griechischer Verballhornung Cheops, Chephren und Mykerinos nannte) zwischen Königen der 18. Dynastie und - nach einer noch zu erörternden Zwischenperiode - Königen der 26. Dynastie (beginnend mit Psammetichos !) eingeordnet hat.

In der Diskussion wurden gelegentlich Vorschläge unterbreitet, "Cheops" mit Ramses II., Necho II. [Illig 1989b] oder Nechepso [Heinsohn in H/I 309] zu identifizieren. Gegen die Identifizierung von "Cheops" mit Necho II. spricht schon, daß Herodot diese eindeutig als zwei verschiedene Herrscher geschildert hat, wobei "Cheops" vor Necho II. gelebt hat. Gegen die Identifikation mit Ramses II. spricht, daß dieser ausgerechnet die größte Pyramide nicht mit seiner Kartusche versehen hat, obwohl er sonst auch nicht zimperlich war, fremde Bauwerke für sich in Anspruch zu nehmen:

"Um die Wahrheit zu sagen, machte er sich auch nichts daraus, seinen Namen auf die Denkmäler und Statuen anderer Könige bis zurück ins Mittlere Reich zu setzen, so daß heute die Mehrzahl aller Kartuschen - auf welchem Bauwerk auch immer - seinen Thronnamen verkündet" [Clayton 153].

Ramses II. galt in der späteren Geschichtsschreibung nie als "Verräter", er war nie "Unperson". Im Gegenteil, er war das große Vorbild der folgenden Herrscher [Schneider 232]. Das gleiche gilt für Necho II., den Heinsohn mit Echnaton zu identifizieren versucht hat.

Zur absoluten Datierung der Echnaton-Zeit werde ich noch gesondert Stellung nehmen, da hierzu noch eine gründliche Auswertung des Amarna-Archives und der übrigen Quellen und (vorderasiatischen) Konkordanzen erforderlich ist. Auch die Zuordnung des Amarna-Archives zu Echnaton hat Heinsohn [1996, 149] übrigens jetzt in Frage gestellt.

Ich teile nicht die Auffassung von Velikovskij, der Echnaton (den er nicht mit "Cheops" identifizierte) in die Mitte des -9. Jhs. gesetzt hat. Seine Falschdatierung hatte seinen Hauptgrund darin, daß er die Überlieferungen der Bibel noch wörtlich nahm, an die historische Existenz von David und Salomo glaubte (die archäologisch nie nachgewiesen wurden) und der Genealogie der alttestamentarischen Bücher Vertrauen schenkte. Heinsohn hat über die Gleichsetzung von Mitanni und Medern für Echnaton das späte -7. Jh. vorgeschlagen [Heinsohn 1988, 176], was auch meiner Auffassung entspricht.

Eine kurze Bemerkung noch zu "Mykerinos", dem "Sohn des Cheops", über den Herodot berichtete:

"Der war ganz anders als sein Vater. Er öffnete die Tempel und entließ das arg gequälte Volk zu den eigenen Arbeiten und zu den Opfern. Er

war auch der gerechteste Richter unter allen Königen. Darum preisen ihn die Ägypter auch am höchsten unter allen, die je über sie geherrscht haben" [Herodot II:129].

Genauso beurteilt die derzeitige Ägyptologie Haremhab (den letzten König der 18. Dynastie bzw. ersten König der 19. Dynastie), der die Sonnenreligion abschaffte und die Amun-Tempel wieder öffnete. Er gilt aber nicht als Sohn von Echnaton (der er auch kaum gewesen sein dürfte); gemein hat er mit "Mykerinos", daß er ohne Thronfolger starb [Herodot II:129]. Haremhab selbst ist in verschiedener Hinsicht ein Rätsel, weshalb ich noch auf ihn zu sprechen komme. Sein Thronname lautete übrigens Djosercheprire Setepenre, was darauf hindeuten könnte, daß er der Erbauer der Djoser-Pyramide war, die technologisch in diese Zeit gehört [Illig 1989a, 29].

Ich neige dazu, die Mykerinos-Pyramide dem Tutanchamun zuzusprechen, der ja als erster den Aton-Kult zu überwinden versuchte und entsprechend sogar seinen ursprünglichen Namen Tutanchaton geändert hat.

IV. 19. Dynastie = 26. Dynastie

Heinsohn [1991] hat darauf hingewiesen, daß die "ramessidische" Schicht in Ausgrabungsorten des ägyptischen Deltagebietes (Tell el-Daba, Tell el-Fara'in) sich *unmittelbar* unter der perserzeitlichen Schicht befindet. Herodot läßt die Könige der 26. Dynastie fast unmittelbar solchen Königen wie Sesostri, Rhampsinitos, Cheops, Chephren und Mykerinos folgen.

Wie z.B. die gleichzeitigen Meder haben die Ägypter der Saitenzeit (26. Dynastie) angeblich kaum archäologische Spuren hinterlassen und sind eigentlich nur aus der griechischen Literatur bekannt, was auch hier den Schluß zuläßt, daß ihr materieller Nachlaß von der orthodoxen Wissenschaft früheren Kulturen zugeordnet worden ist. Besonders Velikovsky [1983a] hat m.E. so überzeugend die Identität der 19. mit der 26. Dynastie bewiesen, daß ich keinerlei Zweifel an dieser These habe.

Sowohl die ersten Herrscher der 19. Dynastie wie auch die der 26. Dynastie waren zunächst Lokalfürsten im Deltagebiet; das Zentrum sowohl der 19. wie auch der 26. Dynastie blieb das Deltagebiet. (Lediglich die Grabstätten der Pharaonen der 19. Dynastie befinden sich in Oberägypten; von Grabstätten der Herrscher der 26. Dynastie ist nichts bekannt).

Nach wie vor gehe ich - wie Velikovsky - davon aus, daß Necho II. (Nekau II.) niemand anderes als Ramses II. gewesen sein kann. Necho II. stellte, aufbauend auf den Leistungen seines Vorgängers Psammetich I., den ägyptischen Großstaat wieder her.

Ramses II., aufbauend auf die Verdienste seines Vorgängers Sethos' I. (Setoy I.), tat das gleiche. Ihre Biographien ähneln sich auffallend, auch ihre sonstigen Leistungen (Bautätigkeit, Seefahrt). Die Argumente sind so vielfältig, daß es den Rahmen dieses Beitrages sprengen würde, sie hier alle vorzutragen. Ich verweise auf Velikovsky [1983a] und beschränke mich hier auf die m.E. überzeugendste Parallele, die Schlacht/en bei Kadesch/Karkemisch.

Necho II. führte -609 eine Armee nach Palästina und Syrien, wo er die ägyptische Oberherrschaft wieder aufrichtete und die babylonische (chaldäische) Armee in der Schlacht bei Quramati zum Rückzug zwang. Danach kam es -605 bei Karkemisch (am Euphrat) zu "einer der großen Schlachten des Altertums" [Schneider 169], in der das von Nebukadnezar II. geführte babylonische Heer unter schweren eigenen Verlusten das ägyptische Heer besiegte und zum Rückzug zwang. Nach einigem Hin und Her haben Necho und Nebukadnezar "damals wahrscheinlich einen förmlichen Vertrag abgeschlossen" [Kienitz 24].

"Der König von Ägypten rückte aus seinem Lande nicht mehr aus; denn der König von Babel nahm vom Bache Ägyptens bis zum Euphratstrom alles, was dem König von Ägypten gehört hatte" [2.Könige 24,7].

Ramses II. besetzte ebenfalls Palästina und Syrien, die in Abhängigkeit von den "Hethitern" standen. Schließlich kam es nach einigem Hin und Her bei Kadesch (Qadesch) zur Entscheidungsschlacht, "zu der berühmtesten Schlacht der altägyptischen Militärgeschichte" [Schneider 230]. Nur mit Mühe konnte Ramses II. - nach eigenen Berichten - die Reste seines Heeres vor der völligen Vernichtung retten. Sieger war der "hethitische" König Chattuschili III.

Die Einzelheiten des Schlachtverlaufes ähnelten auffallend denen der Schlacht bei Karkemisch [vgl. Velikovsky 1983a, 13-52]. Auch hier kam es dann zur Verständigung und zum Abschluß eines "Friedensvertrages" (angeblich -1278), der in Völkerrechtslehrbüchern als der erste bekannte Staatsvertrag der Menschheitsgeschichte bezeichnet wird und dessen Fassungen in ägyptischer und "altakkadischer" Sprache (also nicht in "Hethi-

tisch") erhalten blieben [Text: Breasted 1906, 153ff; Struve Nr. 27].

"Nach dem Abschluß dieses Vertrages endet die kriegerische Tätigkeit Ramses' II. Daß er die einst von Thutmosis' III. geschaffenen Grenzen in Asien wiedererreichte, also die Cheta aus dem einstigen ägyptischen Herrschaftsgebiet hinausgetrieben habe, ist nicht anzunehmen" [Weiß 439].

Unterstützt wird die These der Identität von Ramses II. und Necho II. durch einen Vergleich der Genealogien und Herrscherabfolgen beider Dynastien:

19. Dynastie

- Ramses I.,
Lokalfürst im Delta,
Vasall des Haremhab
- Sethos I.; Sohn
- Ramses II.; Sohn
- Merenptah; Sohn
- Es folgen Wirren

26. Dynastie

- Necho I.,
Lokalfürst im Delta,
assyrischer Vasall (?)
- Psammetich I.; Sohn
- Necho II.; Sohn
- Psammetich II.; Sohn
- Es folgen Wirren (Apries gegen Amasis).

Ein scheinbarer Widerspruch besteht darin, daß in der 19. Dynastie Sethos I. nur kurz, Ramses II. aber sehr lang, in der 26. Dynastie dagegen Psammetich I. sehr lang, Necho II. aber kurz regiert habe. Diesen Widerspruch hat Velikovsky [1983a, 235ff] schon gelöst: Necho II. war lange Zeit Mitregent seines Vaters. Diese Regierungszeit wurden diesem angerechnet; auch sprechen anthropologische Befunde gegen ein angeblich hohes Alter von Ramses II.

Aus dem genealogischen Vergleich beider Dynastien ergibt sich m.E. auch, daß Ramses III. und Amasis identisch sein müssen. Beide stellten nach Wirren den ägyptischen Staat wieder her, waren aber mit der bisherigen 19. bzw. 26. Dynastie nicht verwandt (Ramses III. wird deshalb schon zur 20. Dynastie gerechnet). Velikovsky hat es vorgezogen, für die Rolle des Ramses III. ("Besieger der Seevölker") Nektanebos I., einen Herrscher der späteren 30. Dynastie vorzuschlagen, über den wenig bekannt ist.

Aber: Zwischen Necho II. und Nektanebos I. liegen volle 215 Jahre, darunter die gesamte erste Perserzeit, zwischen Ramses II. und Ramses III.

gemäß den Denkmälern dagegen nur einige Jahrzehnte. Auch wurden Sethos I., Ramses II. und Ramses III. fast nebeneinander bestattet, was auch für deren zeitliche Nähe spricht.

Dagegen ähneln sich die Lebenswege von Ramses III. und Amasis sehr. Amasis (570/68-525) kam als Usurpator nach einem Bürgerkrieg (gegen Apries = Hophra) zur Macht. Er soll 42/44 Jahre regiert haben und tat viel, um Ägypten vor ausländischen Invasionen zu sichern (Schiffsbau!). Laut Herodot [II:175ff] soll er eine umfangreiche Bautätigkeit entfaltet haben, allerdings sind kaum Bauwerke erhalten, die ihm zugeordnet werden [Schneider 51]. Sein Geburtsname lautete wahrscheinlich Ahmose Sa-Neith [Kienitz 165].

Ramses III. war Sohn des Usurpators Sethnacht, der laut Eigenbericht seines Sohnes [Meyer II/1, 582f] nach Wirren und Bürgerkrieg zur Macht kam. Ramses III. wurde Mitregent, aber schon nach zehn Monaten, nach dem Tod seines Vaters alleiniger Herrscher. Nach der Abwehr der "Seevölker" verlief seine lange Regierungszeit (die genaue Länge wird widersprüchlich angegeben) friedlich und ist durch eine umfangreiche Bautätigkeit gekennzeichnet; diese Bauwerke sind erhalten [Schneider 235].

Über den Kampf des Ramses III. gegen die "Seevölker" erfahren wir nur aus ägyptischen Quellen, hauptsächlich durch die in Bild und Schrift überlieferten Schilderungen im Tempel von Medinet Habu. Ich gehe davon aus, daß diese Schlacht identisch mit der Entscheidungsschlacht zwischen Amasis und Apries ist. Letztere Schlacht wurde zu Wasser und zu Land geführt, wobei sich Amasis hauptsächlich auf ägyptische Truppen, Apries auf ausländische (griechische und andere) Söldner stützte. Die Schlacht ist nicht nur durch Herodot [II:163-169], sondern auch durch die sog. Elephantine-Stele überliefert. Deren Inhalt faßte Kienitz [163] wie folgt zusammen:

"Jahr 3, 10. Monat des Königs Amasis [...] Hierauf wird berichtet, daß man dem König Meldung machte, Apries segelte mit einer Flotte nilaufwärts, während gleichzeitig ein starkes Griechenheer das Delta durchzöge und das ganze Land verwüste. Diese Griechen hatten bereits das 'Malachitfeld' erreicht, die Truppen des Amasis seien überall im Rückzug begriffen. Daraufhin stellte sich Amasis persönlich an die Spitze eines großen Heeres und einer Flotte und zog Apries entgegen. Wahrscheinlich bei Andropolos im Westdelta errang Amasis einen großen Sieg zu Wasser und zu Lande."

Es folgen Schilderungen über "Säuberungsaktionen" und die Tötung des Apries. Inhaltlich besagen die Inschriften des Ramses III. über seine Schlacht auch nichts anderes:

"Jetzt drangen die nördlichen Länder [= Völker]...in die Arme der Nilmündungen ein...Seine Majestät stürmte wie ein Wirbelwind gegen sie [...] Wer an Land kam, wurde überwältigt und niedergemacht...Sie, die in die Nilmündung eingedrungen waren, waren wie Vögel, die im Netz abgefangen waren" [Velikovsky 1983b, 71].

Die Geschichte Ägyptens nach der persischen Eroberung (-525) soll nicht mehr Gegenstand dieses Beitrages sein. Deshalb mache ich nur Anmerkungen: Mit Velikovsky [1983b, 127-180] bin ich der Auffassung, daß die folgenden Ramessiden (über die fast nichts bekannt ist) und die späten "Gottkönige" von Theben lediglich Kleinkönige unter persischer Herrschaft waren. Nur kurzfristig entstand -404 bis -350 ein ägyptischer Staat (28. - 30. Dynastie), der unter Hakoris (Hakor) zeitweilig sogar Großmachtstellung errang. Diese "Sebennyten" haben gewiß ihre Spuren hinterlassen, die möglicherweise vorherigen Pharaonen zugeordnet wurden. Sie können aber nicht mit den Herrschern der Großreiche der 18. und 19./20. Dynastie identifiziert werden, zumal die "Sebennyten" unstrittig *nach* Herodot lebten, für den die Herrscher dieser vorpersischen Großreiche Vergangenheit waren.

In dieser Zeitschrift ist die Tendenz einiger Autoren unverkennbar, nicht nur Ramses II., sondern sogar Ahmose, den Hyksos-Vertreiber, der Perserzeit zuzuordnen [Heinsohn 1989]. Diese "Radikalverkürzung" würde nicht nur die durch Inschriften gut belegten Großreiche der Nach-Hyksoszeit (18. und 19./26. Dynastie) negieren, sondern würde letztlich bedeuten, daß die ägyptische Geschichte nur aus Hyksos- und Perserherrschaft (mit örtlichen Lokalfürsten und Satrapen) bestanden hätte, was schon stratigraphisch so nicht stimmen kann (Sowohl in Vorderasien wie auch in Ägypten wurden unter der Perserschicht drei aufeinanderfolgende Schichten gefunden, die Hochkulturen zuzuordnen sind). Heinsohn hat allerdings diesen "Sargoniden-Irrtum" mittlerweile korrigiert.

Solche "Radikalverkürzungen" helfen nicht, unsere "kritische Chronologie" zum Durchbruch zu bringen. Statt weiterer Worte möchte ich an eine Warnung erinnern, die Winzler schon 1991 in dieser Zeitschrift zum Ausdruck gebracht hat:

"Doch diese Vereinfachung zeigte ihre Tücken, ja 'ungeheure Konsequenzen', die 'im Ungeheuerlichen enden' [...]. Die Hyksos werden zu Pharaonen des Neuen Reiches. Man weiß nicht mehr, waren sie Großreichassyrier [...] - oder bereits persische Vasallen? [...] Das Zeitalter droht wieder im selben Chaos zu versinken, aus welchem es Velikovsky erretten wollte" [Winzeler 8].

V. Zwischen Echnaton und Ramses II.

Die "Dritte Zwischenzeit", die nach Manetho orthodox zwischen der 20. und der 25. Dynastie eingeordnet wird, bereitete mir zeitweise Probleme. Nach orthodoxer Lehrmeinung ist es die Zeit von Kleinherrschaften, zeitweise sollen aber Libyer (22. Dynastie; die 23. Dynastie ist eine Nebenlinie) und Äthiopier (25. Dynastie) Ägypten beherrscht haben. Für Velikovsky gab es hier eine andere Schwierigkeit, da er Echnaton ins -9. Jh., Ramses II. aber ins -7. Jh. setzte und nun die Zwischenzeit ausfüllen mußte, was aber kaum überzeugend gelang.

Da ich Echnaton mit dem Erbauer der Cheops-Pyramide identifiziert habe, muß er in der frühen Eisenzeit gelebt haben, während Ramses II. = Necho II. nach meiner Identifikation seinen festen Platz um das Jahr -600 hat. Die vielen Dynastien der "Zweiten Zwischenzeit" können anscheinend schon aus zeitlichen Gründen nicht zwischen beiden Königen eingeordnet werden.

Ich neigte zunächst dazu, diese Zwischenzeit schlicht als erfunden zu betrachten, zumal sie in den Königslisten, die direkt von Amenophis III. auf Haremhab und die Pharaonen der 19./26. Dynastie übergehen, nicht erwähnt werden. Aber wo sind die Äthiopier und Libyer einzuordnen?

Eine Einordnung der Äthiopier in die Vor-Hyksoszeit oder in die nachsaitische Zeit würde eindeutig der Herodotschen Pharaonenabfolge widersprechen. Nach Herodot [II:137] fielen die Äthiopier unter ihrem König "Sabakos" ("Schabaka") nach der Herrschaft von Sesostri, Cheops und Mykerinos und vor der Begründung der 26. Dynastie in Ägypten ein und beherrschten das Land. Es muß somit in der Zeit zwischen Echnaton und den ersten Saitenherrschern eine Zwischenzeit bestanden haben, die u.a. durch eine äthiopische Oberherrschaft gekennzeichnet war. Allerdings dürfte es übertrieben sein, wenn Manetho sechs äthiopische Herrscher ansetzt. Nach Herodot gab es nur einen einzigen, nämlich Sabakos [II:139;

so auch Gardiner 513], für den Manetho 14 Jahre angesetzt hat. Historisch dürfte auch Taharka, der Sohn Sabakos', gewesen sein, der übrigens auf einer Apis-Stele als unmittelbarer Vorgänger des Psammetich I. genannt wird [Gardiner 390].

Schwieriger verhält es sich mit der Einordnung der Libyer. Schneider [249] meint zwar:

"Der durch das Alte Testament und das 5. Jahr des Rehab'am (925) datierte Feldzug Scheschonqs I. stellt einen Fixpunkt in der ägyptischen Chronologie dar",

jedoch ist dieser "Fixpunkt", nachdem die Grundlagen der biblischen Chronologie ins Wanken gekommen sind, nichts mehr wert. Herodot erwähnt die Libyer in Ägypten nicht. Es besteht somit die Möglichkeit, daß sie nach seiner Zeit geherrscht haben. Heinsohn [1989] vertritt bekanntlich die Auffassung, daß sie in die Perserzeit gehören.

Ich neige inzwischen aber zu der Auffassung, daß auch die 22. Dynastie nur eine örtliche Herrschaft gebildet hat, die in der Spätzeit der 18. Dynastie bestand und den Äthiopiern vorausging. Hierfür sprechen die libysch-äthiopischen Beziehungen, aber auch andere Indizien, auf die ich noch gesondert eingehen werde.

In der Zeit vor Errichtung der 26. Dynastie soll auch der Einfall der (Ninos-)Assyrer stattgefunden haben - nach Herodot [II:151] wurde dieser Einfall allerdings abgewehrt. Von einer assyrischen Herrschaft in Ägypten gibt es keine Spuren; auch wurde schon -612 Ninos (Ninive) von den Medern erobert. Die "assyrischen" Berichte über die Eroberung Ägyptens dürften nach den letzten Erkenntnissen Heinsohns den persischen Großkönigen zuzuschreiben sein.

In die Zeit zwischen Echnaton und Ramses II. fällt traditionell auch die Regierungszeit des Haremhab, der nach der Inschrift seines (ersten) Grabes in Saqqara Heerführer unter Echnaton und Tutanchamun war, nach anderen Informationen dann aber die Macht usurpierte und als der eigentliche Begründer der 19. Dynastie gilt. Sein Nachfolger Sethos I. war mit ihm nicht verwandt. Zwischen Echnaton und Haremhab gab es gewiß mehrere Könige, die noch der 18. Dynastie angehörten. Das ergibt sich aus den Denkmälern, aus den Angaben des Herodot und auch aus Manetho, der zwischen Oros, dem Sohn des Amenophis III., und Harmais, dessen angeblichem

Urenkel, vier weitere Könige setzte [Gardiner 507]. Ich habe Zweifel, ob der General Echnatons mit dem späteren Usurpator identisch ist. (Jedenfalls hat er zwei Grabmäler aus verschiedenen Zeiten hinterlassen; eine Mumie ist nicht erhalten.) Diese "wirre Zeit" bedarf weiterer Untersuchungen. Auf jeden Fall dürften zwischen Echnaton und Ramses II. einige Jahrzehnte einzusetzen sein.

Dafür sprechen auch gleichzeitige vorderasiatische Herrscherabfolgen. In die Amarna-Zeit fallen Burnaburiasch von Babylonien und Suppiluliuma I. von Chatti. Nebukadnezar II. (= Chattusilis III.) war nach meiner Überzeugung Zeitgenosse von Ramses II. (= Necho II.). Zwischen Burnaburiasch und Nebukadnezar I. (m.E. mit Nebukadnezar II. identisch) regierten sechs Könige, zwischen Suppiluliuma I. und Chattusilis III. (= Nebukadnezar II.) regierten vier Könige.

VI. Zurück zu den Anfängen

Die Zeit der "Hyksos", die der 18. Dynastie vorausging, halte ich entsprechend dem stratigraphischen Befund, sonstigen Denkmälern und auch schriftlichen Quellen für historisch gesichert. Zu diesen schriftlichen Quellen rechne ich auch Josephus' Auszüge aus Manetho und die "Klage des Ipuwer" [Struwe Nr. 13 und 14]. Nicht akzeptieren kann ich die von Heinsohn postulierte Gleichsetzung von Hyksos und Ninus-Assyrern, schon aus sonst nicht zu bewältigenden Datierungsgründen. Wenn der Turiner Königspapyrus für die Hyksos mehr als 100 Jahre annimmt, so halte ich diesen Zeitraum für übertrieben, zumal nur sechs Königsnamen genannt werden, von denen lediglich vier durch Denkmäler belegt sind.

Die von einigen Autoren angenommene Herkunft der "Hyksos" aus Kanaan/Syrien halte ich für glaubhaft (Beziehungen zur biblischen Josephsage).

Zum sogenannten "Alten Reich" möchte ich vorab nur folgendes bemerken: Für Mesopotamien hat Heinsohn mit seiner stratigraphischen Methode herausgearbeitet, daß unter den persischen, medischen und altakkadischen Schichten sich eine weitere Schicht befand, die er als "frühdynastisch" bezeichnete und den frühen Chaldaern ("Sumerern") zuordnete, aber noch ins -1. Jtsd. datierte. Obwohl die bisherigen Ausgrabungsergebnisse in Ägypten wenig aussagekräftig sind (peripheres Delta-Gebiet), ist aus ihnen doch herauszulesen, daß sich unter der "Hyksos-Schicht" (nach Heinsohn:

"frühakkadische" Schicht) auch "frühdynastische" Schichten befanden, die zeitlich auch ins -1. Jtsd. einzuordnen sind. In Tell el-Fara'in ergaben sich für die gefundenen Überreste (Keramik) folgende Synchronismen:

Schicht V:	3. Dynastie
Schicht IV:	1. und 2. Dynastie
Schichten III bis I:	Vordynastische Zeit [Heinsohn 1991, 20].

Es gab somit auch in Ägypten eine dynastische Zeit vor den Hyksos. Das Fehlen der Überreste der 4. bis 6. Dynastie in diesem Fundort beweist natürlich nicht a priori, daß diese nicht existiert haben. So kann es sich durchaus um örtliche Herrschaften in anderen Gebieten gehandelt haben, die der Hyksos-Zeit zuzuordnen sind.

Das bedeutendste Denkmal aus der frühägyptischen Zeit (sog. "Altes Reich") ist wohl der Palermostein, auch wenn er wohl nur als viel spätere Kopie erhalten blieb. Der archaische Inhalt [Struwe Nr. 3] spricht für eine alte Abfassung dieses Textes und gegen die Annahme einer späteren Fälschung. Allerdings deckt er nur die frühesten Dynastien ab, die 4. und 5. nur teilweise. Auch "Chufu", der angebliche "Cheops", ist durch Textverlust nicht belegt. (Vielleicht handelt es sich sogar um einen *nicht*zufälligen Textverlust?)

Ich neige der These zu, daß die frühen Dynastien nicht *nacheinander*, sondern *nebeneinander* bestanden haben. Ich möchte daran erinnern, daß die altmesopotamischen Königlisten die Herrscher der verschiedenen "sumerischen" Kleinstaaten, die nebeneinander bestanden haben, nacheinander aufgeführt haben, wodurch der Eindruck entstand, daß diese Hochkultur über Jahrtausende bestanden hat!

Erman [233ff] hat darauf hingewiesen, daß im "Alten Reich" die Stadt Memphis mit ihrem Ptah-Tempel nur den religiösen Mittelpunkt von Ägypten bildete, die Herrscher residierten keineswegs hier. Er belegt dies damit, daß sich die "Pyramiden" der Herrscher überall in Ägypten fanden (die ältesten am weitesten von Memphis entfernt) und sich somit ihre Residenzen auch in diesen Orten befunden haben müssen. Aus religiösen Gründen waren sie gehalten, jährlich Opfergaben nach Memphis darzubringen, die auf dem Palermostein detailliert aufgelistet werden.

Die überheblichen Selbstbezeichnungen der Herrscher ("Könige von Ober- und Unterägypten") stehen dieser These nicht entgegen, ähnliche

'Supertitel' führten auch die Lokalfürsten in Vorderasien! Wenn ich die frühen Dynastien als örtliche Herrschaften akzeptiere, so bedeutet dies natürlich nicht, daß ich damit auch die Pyramiden des "Cheops" und des "Djoser", die mit bronzezeitlicher Technologie nicht errichtet werden konnten, dieser frühen Zeit zuordne. Sie wurden lediglich frühen Herrschern, deren Namen überliefert worden sind, später zugeordnet (wie ich es am Beispiel der Cheops-Pyramide schon dargelegt habe). So wird auf dem Palermostein auch mit keinem Wort davon gesprochen, daß solche Großbauten errichtet wurden, dafür aber im Detail, wann welches Schiff gebaut wurde bis zur Erwähnung des denkwürdigen Ereignisses: "Anfertigung der Türen für den Königspalast aus Zedernholz" [Struwe 40].

VII. Schlußbemerkung

Vor kurzem studierte ich den ersten Band der *Geschichte der Macht* des namhaften britischen Politikhistorikers Michael Mann. Dieser Wissenschaftler kam, ohne unsere "kritische Chronologie" zu kennen, zu bemerkenswerten Erkenntnissen. Er arbeitete heraus, daß - im Unterschied zu anderen altorientalischen Gesellschaften - im alten Ägypten gar keine ökonomischen Notwendigkeiten für die Errichtung eines zentralistischen Staates bestanden:

"In Ägypten hätte die Bewässerung via Nil nicht mehr als einen örtlich begrenzten agro-managerialen Despotismus zur Folge haben dürfen, und genau das war nicht der Fall. Aber auch die idealistische Erklärung, die Macht habe sich aus der ägyptischen Religion und ihrem Inhalt hergeleitet, kann mich nicht überzeugen. Dieser Inhalt ist selbst erklärungsbedürftig" [Mann 185].

Seine nachherigen Erklärungsversuche beziehen sich dann im wesentlichen auf das "Neue Reich" (dessen Chronologie auch für ihn "stets ein gewisses Rätselraten" erfordert [Mann 183]). Aber: "Was machen wir mit dem Alten und dem Mittleren Reich, jenen beiden langen Phasen in der ägyptischen Geschichte" [ebd., 183], die für ihn besonders rätselhaft sind?

Mann bestreitet grundsätzlich, daß im "Alten und Mittleren Reich" zentrale Staatswesen, die diesen Namen rechtfertigen, bestanden haben können, jeder "Monarch" muß weitgehend selbständig gewesen sein. Er bezweifelt auch, daß es im "Alten Reich" möglich war, solche Großbauten wie die Pyramiden ("die größten von Menschenhand jemals geschaffenen

Bauten") zu errichten. Dafür fehlten die technologischen, organisatorischen und politischen Voraussetzungen:

"Ihre Errichtung - ohne das Rad - muß Arbeit von einem Umfang, einer Intensität und Koordination erfordert haben, wie sie vorher von niemandem geleistet wurde, auch von den Erbauern der Megalithen nicht" [ebd., 184].

Trotz dieses bemerkenswerten Denkansatzes hat Mann schließlich die nötigen Konsequenzen gescheut und dann die eigentliche Problematik irgendwie überspielt. Trotzdem haben auch die von ihm geäußerten Zweifel mich in der Auffassung bestärkt, daß wir auf dem richtigen Weg sind.

Mein (vorläufiges) Zeitschema

- Bis 800 Frühägyptische Zeit (örtliche Herrschaften)
- 800-750 Hyksos-Zeit (daneben örtliche Herrschaften; u.U. 5. und 6. Dynastie sowie 12./17. Dynastie)
- 750-620 18. Dynastie (= 13. Dynastie), daneben örtliche Herrschaften
- 635-620 Echnaton
- 620-600 Übergangszeit (Äthiopier, Haremhab, u.U. Ninos-Assyrer)
- 600-525 19. = 26. Dynastie (daneben örtliche Herrschaften)
- 525-332 Persische Herrschaft, parallel örtl. Herrschaften und 28.-30. Dyn.

Zitierte Literatur

- Breasted, J.H. (1906/07): Ancient Records of Egypt. I - V.; New York · Chicago (enthält die vollständigen Königslisten)
- (1936): Geschichte Ägyptens; Zürich
- Clayton, Peter A. (1995): Die Pharaonen. Herrscher und Dynastien im alten Ägypten; Düsseldorf
- Erman, Adolf (1885): Ägypten und das ägyptische Leben im Altertum; Tübingen
- Gardiner, A.H. (1994): Geschichte des alten Ägyptens; Augsburg
- Heinsohn, Gunnar (1987): "Withdrawal of support for Velikovsky's date of the Amarna period"; Beilage zu *GRMNG-Bulletin* 4-1987
- (1988): Die Sumerer gab es nicht; Frankfurt/Main
- (1989): "Persische Hyksos und Ägypten oder Waren Herodots Assyrer aus dem

- 7. Jh. identisch mit den Sargoniden? [Sargonidica I]"; in *VFG I* (4) 2
- (1991): "Stratigraphische Chronologie Ägyptens oder Warum fehlen zwei Jahrtausende in den Musterausgrabungen von Tell el-Daba und Tell el-Fara'in?"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart III* (3) 8
- (1996): "Kyrus der Amarder/Marder = Aziru der Amurru/Martu. Das Ende des Mitanni=Meder-Reiches"; in *Zeitensprünge VIII* (2) 139
- H/I = Heinsohn, Gunnar/ Illig, Heribert (1990): Wann lebten die Pharaonen?; Frankfurt/Main
- Herodot (1955): Historien. (Herausgeber: H.W. Haussig); Stuttgart
- Illig, Heribert (1989a): "Djoser = Menes = Assurbanipal"; in *VFG I* (2) 4
- (1989b): "Die verachtete Dynastie oder Herodots Rehabilitierung"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart I* (4) 8
- (1990): "Baute Amenemhet I. die erste glatte Pyramide?"; in *VFG II* (5) 4
- Illig, Heribert/ Löhner, Franz (1993): Der Bau der Cheopspyramide; Gräfelfing
- Kees, Hermann (1958): Das alte Ägypten. Eine kleine Landeskunde; Berlin
- Kienitz, Friedrich K. (1953): Die politische Geschichte Ägyptens vom 7. bis zum 4. Jahrhundert vor der Zeitenwende; Berlin
- Mann, Michael (1990): Geschichte der Macht. Erster Band: Von den Anfängen bis zur griechischen Antike; Frankfurt · New York
- Meyer, Eduard (1928): Geschichte des Altertums. Band II/1; Stuttgart · Berlin
- Schneider, Thomas (1994): Lexikon der Pharaonen; Zürich
- Struwe, W.W. (Hg. 1959): Der Alte Orient. Chrestomatie; Berlin
- Velikovskiy, Immanuel (1963): Zeitalter im Chaos. Vom Exodus zum König Echnaton; Zürich
- (1983a): Ramses II. und seine Zeit; Frankfurt · Berlin
- (1983b): Die Seevölker; Frankfurt · Berlin
- Weiß, Joh. Bapt. (1928): Weltgeschichte. 1. Band: Geschichte des Orients; Graz
- Winzeler, Peter (1991): "Kamele, Rosse und Streitwagen. Gesammelte Ratlosigkeiten zum Exodus der Hebräer (Ein Nachtrag zur Kriegsgeschichte des alten Israels)"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart III* (5) 4

Dr. phil. Klaus Weissgerber 98693 Ilmenau Herderstr. 6

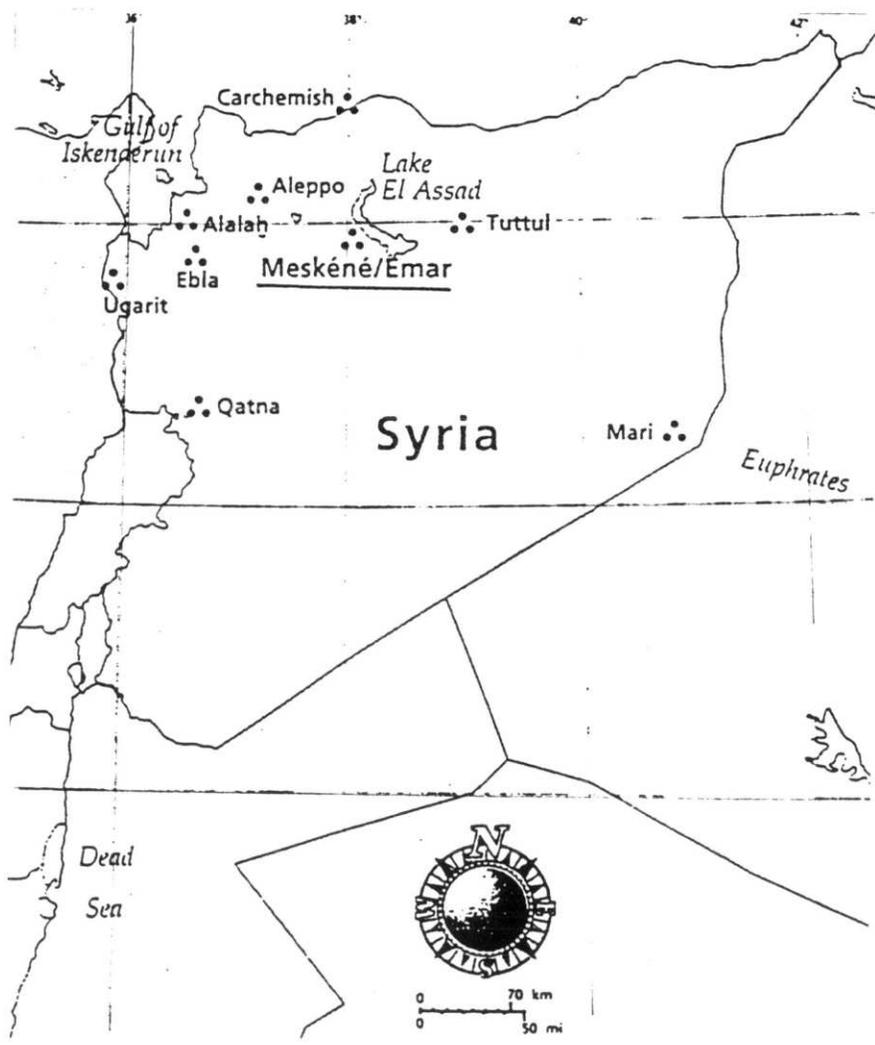
Die Verwirrung der Ausgräber von Emar am Euphrat

Gunnar Heinsohn

Seit vor einem Vierteljahrhundert (1972) die Ausgrabungen begannen, hat Emar die Fachwelt verwirrt. Die Stadt wird bereits in Quellen des späten -3. und im altbabylonischen Mari-Archiv des frühen -2. Jtsds. erwähnt: "Dennoch ist die Siedlung von Tell Meskéné eine vollkommen neue Stadt. Das frühere Emar der Zeit der Stadtstaaten-Archive aus dem frühen 2. Jahrtausend ist mysteriöserweise spurlos verschwunden" [*Biblical Archaeologist*, Bd. 58, Nr. 3, Inhaltsverzeichnis].

Die beunruhigende Abwesenheit Emars in dem halben Jahrtausend von -2200 bis -1700, in dem es in Ebla (neosumerisch) und Mari (altbabylonisch) erwähnt wird, kann immer noch nicht befriedigend erklärt werden. Immerhin wird in Emar die sumerische Sprache des späten -3. Jtsds. und die altbabylonische Glyptik des frühen -2. Jtsds. im -14. Jh. verwendet:

"Wie sollen wir verstehen, daß vor dem vierzehnten Jahrhundert jegliche Schicht in der Ausgrabungsstätte fehlt, obwohl die Existenz Emars seit der Bronzezeit durch schriftliche Hinweise aus Ugarit und Nuzi, durch Texte aus Mari im siebzehnten Jahrhundert und durch das Archiv von Ebla bereits in der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends belegt ist? Das ist eine ziemlich merkwürdige Situation. Kürzlich vorgenommene morphologische Untersuchungen des Euphrattals durch Luftaufnahmen, die vor Entstehen des [Assad-]Stausees gemacht wurden, zeigen, daß eine urbane Anlage am Fuß von Tell Meskéné existiert haben könnte. Verschiebungen der Flußmäander an dieser Biegung könnten ihre Existenz prekär gemacht haben. Höchstwahrscheinlich wäre diese urbane Anlage die Stadt des dritten und zweiten Jahrtausends gewesen - nur wenige hundert Meter von der ausgegrabenen Stadt entfernt. Diese Stadt war wahrscheinlich dabei, durch das Mäandern des Euphrat zu verschwinden. Um die Stadt zu erhalten, die für das Handelssystem der Spätbronzezeit von entscheidender Bedeutung war, beschloß der damals Nordsyrien beherrschende Hethiterkönig (Schuppiluliuma I., 1380-1340 v.u.Z. oder sein Sohn Mursilis II., 1339-1306



Lage von Tell Meskéné, der die Ruinen des antiken Emar beherbergt
 [Magueron 1995, 135]

Die Chronologie in Daten der herrschenden Lehre und die Rätsel der Stratigraphie Emars

- Islamische Besiedlung
Byzantinische Besiedlung
ab -100 Römische Besiedlung
-
- ab -300 **Keine Archäologie** für 200 Jahre: Womöglich echte
Besiedlungslücke
-
- ab -500 **Keine Archäologie** für 200 Jahre. Allerdings gleicht die in der
Perserzeit kodifizierte Kultwelt Judas (6.-4. Jh.) der Kultwelt
Emars aus der mittellassyrischen Zeit (-13./12. Jh.; Fleming 1995)
-
- ab -1180 **Keine Archäologie** für knapp 700 Jahre; auch keine
Erwähnung Emars
-
- ab -1400 **Reiche und einzige archäologische Phase Emars** von gut 200
Jahren. Die Stadt ist Teil des Hethiter-(Chatti-) Reiches der
Mitanni- und der mittellassyrischen Zeit. Sie wird in gleichzei-
tigen Texten aus Nuzi und Ugarit erwähnt. Fassungslos stehen
die Archäologen vor dem Umstand, daß **altbabylonische Siegel
des -20. bis -18. Jhs. und die sumerische Sprache aus dem
-22. bis -20. Jh.** verwendet werden.
Kult und Ritual gleichen jüdischem Kult und Ritual der
Perserzeit ab -500.
Hilani-Palast 500 Jahre früher als im assyrischen Herzland.
-
- ab -1700 **Keine Archäologie** für 300 Jahre, keine Erwähnung Emars
-
- ab -2000 **Keine Archäologie** für 300 Jahre, aber die Stadt wird in dieser
Zeit in Mari erwähnt und benutzt auch altbabylonische Siegel
aus dieser Zeit
-
- ab -2200 **Keine Archäologie** für 200 Jahre, aber die Stadt wird in dieser
Zeit im Ebla der Ur III-Zeit erwähnt, dessen sumerische
Sprache in Emar noch im -14. Jh. verwendet wird

v.u.Z.) die Stadt am Rande des Plateaus neu zu erbauen und so die Erosionskräfte des Flusses zu vermeiden.

Deshalb datiert die neue Stadt in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Wahrscheinlich werden wir über die erste Stadt niemals etwas herausfinden. *In ihrem verwitterten Zustand ist sie weder durch die Ausgräber Emars noch durch diejenigen Untersuchungen lokalisiert worden, die vor der Bildung des Assad-Stausees angestellt wurden.*

Die alte Stadt lag unter Wasser und das wenige, was erhalten war, ist jetzt vollkommen verloren. *Lediglich die Analyse alter Dokumente erlaubt die Formulierung dieser sehr wahrscheinlichen Hypothese bezüglich ihrer Lage*" [Magueron 1995, 129, Hvhg. G.H.].

In Wirklichkeit sind es nicht die "alten Dokumente" selbst, sondern ihre modernen Datierungen ins -3. und frühe -2. Jtsd., die Magueron zu seiner Hypothese über Alt-Emar beflügelt haben. Müßte er nicht diese Daten unterbringen, würde ihm das *Nichtauffinden* einer Altstadt durch sein eigenes Ausgrabungsteam und obendrein durch die Archäologen der Voruntersuchungen wohl ausreichen, sich mit dem Gefundenen zu begnügen.

Das Konstrukt einer seit 300 Jahren überfluteten Altstadt hat das größte Problem der Ausgräber nicht lösen können: die Verwendung der sumerischen Sprache des späten -3. Jtsd. [Huehnergard 1993, 83; Arnaud 1996] und der altbabylonischen Siegel [Magueron 1995, 135] des frühen -2. Jtsd. im -14. Jh. zu Emar. Dafür konnte noch keine Lösung gefunden werden.

Die Verwirrung der Archäologen endete jedoch noch lange nicht mit der aberwitzigen Vorliebe der Emaraner für viele Jahrhunderte unzugängliche Altertümlichkeiten. Sie konnten nämlich auch noch die Zukunft vorwegnehmen. So ist der Palast des Hilani-Typus, der in Assyrien in der Periode von -900 bis -600 blüht, dessen zugehörige Schichten allerdings direkt unter dem Hellenismus von -300 liegen, wo eigentlich die Perserzeit gesucht werden muß, in Emar bereits gegen -1300 voll entwickelt. Daraus haben die Ausgräber tiefgreifende Schlüsse für die Geschichte der Architektur gezogen:

"Seine Fassade prunkte ganz offensichtlich mit einem zweiten Stockwerk. Ein säulengesäumter Portikus führte zu zwei länglichen Räumen, von denen der zweite zweifellos als Thronsaal diente. Dies ist das erste mal, daß ein so gutes Beispiel des Hilani-Typus in einer so frühen Zeit

Stratigraphisch zuverlässig ermittelte Besiedlungsschichten der Hilani-Palastzeit in ausgewählten assyrischen und assyrisch beeinflussten Städten, die unmittelbar unter hellenistischen und/oder parthischen Schichten des -4./3. Jhs. gefunden wurden. Diese Schichten wurden nicht der - bis heute unauffindbaren - Perserzeit, sondern einer gegen -610 beendeten Periode zugeschlagen, weshalb die von der antiken Geschichtsschreibung überlieferte Funktion Assyriens als Kernsatrapie des persischen Weltreiches in der modernen Altorientalistik als Unsinn gilt [Heinsohn 1992, 18].

Städte: Agaga (Sadikanni), Arslan Tasch, Assur, Balawat, Brak, Fakha bzw. riyah, Hamadiya, Hamida, al-Hawa, Nimrud (Calah), Ninive, Tells Schech-Hamad. Iran: Hasanlu. Jordanien: Lehun, wo die säitischen Gegner der Sargoniden direkt unter den Nabatäern ab -330 liegen. Israel: Tell Halif mit -4. Jh. direkt unter -7. Jh. Syrien: Hama. Auch Tell Fray, wo Hethiter der Mittelassyrischerzeit unter dem Hellenismus liegen.

Hellenistische und/oder Parthische Schicht

◀**obere Schicht**▶
ab spätem -4. Jh.

Angebliche Lücke von 300 bis 750 Jahren, die aus chronologischen Gründen in die Ausgrabungsberichte eingetragen werden, obwohl die materielle Kultur der unteren Schicht in der oberen weitergeht.

Assyrische Schichten der Nachmitannzeit Mittel-, Neo- und Spätassyrischer und mit ihnen gleichzeitige Nachbarn wie Kappadokier bzw. Khat-Patuker = Hethiter etc.

◀**untere Schicht**▶
bis zum späten -7. Jh.

Stratigraphisch zuverlässig ermittelte Besiedlungsschichten ausgewählter babylonischer und babylonisch beeinflusster Städte, die unmittelbar, also hiatusfrei, unter hellenistischen und/oder parthischen Schichten des -4./3. Jhs. gefunden wurden.

{Aufgrund der Weigerung der Altorientalisten, die stratigraphischen Grundregeln der Chronologiebildung auf Südmesopotamien anzuwenden, sind die direkt vor Alexander d. G. gehörenden Schichten nicht der persischen Satrapie Babylonien zugewiesen worden. Stattdessen gehören sie nun einer bibelfundamentalistisch datierten Periode (2000-1700) an, die von dem bis heute rätselhaft gebliebenen Volk der Amoriter/Martu dominiert wird. Bei stratigraphischer Zuordnung der Schicht löst sich dieses Rätsel: Die Marder/Amarder waren ein Kernstamm der Perser, von denen nach Ktesias Kyros d. Gr. abstammte. Die altbabylonischen Martu sind mithin die persischen Marder der Satrapie Babylonien [Heinsohn 1992d]. Die unerklärliche Fundament für das perserzeitliche Babylonien löst sich auf. Daß gerade die altbabylonischen Metropolen die gewaltigsten Städte vor dem Hellenismus darstellen, ist zu erwarten, da sie nicht ins frühe -2. Jtsd., sondern in die Achämenidenzeit gehören, in deren Schicht sie liegen [Heinsohn 1992, 20; 1996, 11]}.

Städte bzw. Tells Bismaya, Girsu (Telloh), Der, Mari, Maschkan Schapir, al-Ubaid, Hazor

Hellenistische und/oder Parthische Schicht

◀ **obere Schicht** ▶
ab dem späten -4. Jh.

Pseudohiatus von bis zu 1500 Jahren, den die Ausgräber aus chronologischen Gründen in die Ausgrabungsberichte eintragen, obwohl die materielle Kultur der unteren Schicht in der oberen weitergeht und Wehschichten für die extrem lange Lücke fehlen.

Altbabylonische - und spätere - Martu/Amoriter
Schichten aus der der Zeit nach UR III

◀ **untere Schicht** ▶
2000-1700 u. später

gefunden wurde. Diese Entdeckung zieht deshalb den Bruch in Zweifel, der oftmals zwischen Bronze- und Eisenzeit verortet wird. Ein hethitischer Ursprung dieser Bauform wirkt sehr wahrscheinlich. Wie die im Gebäude gefundenen Archive bezeugen, lebte der Stadtkönig in ihm. Aber ungeachtet der sehr dominanten Lage und der Rolle des Baus für die Architekturgeschichte, sollte man der königlichen Autorität, die in diesem Palast residierte, nicht allzu viel Bedeutung beimessen" [Mague-ron 1995, 130].

Gibt es Aussichten, die anachronistischen Absonderlichkeiten Emars aufzulösen? Die Ausgräber zeigen sich hoffnungslos, und die Situation wirkt noch verfahrenener, wenn die Stratigraphie ins Auge gefaßt wird. Wie gesagt, werden die Hilani-Paläste in Assyrien direkt unter hellenistischen Schichten gefunden (siehe Seite 271).

Könnte auch das ägyptologisch-sothisdatierte -13. Jh. des mittellassyrischen Emar stratigraphisch in die Perserzeit gehören? Es liegt direkt unter der Römerzeit und es scheint zwischen mittellassyrischer und Römerzeit einen echten Hiatus zu geben. Die kultischen Texte Emars aus der mittellassyrischen Zeit erlauben eine weitere Annäherung. Sie ähneln verblüffend [Fleming 1995] den kultisch-biblischen Texten Judas, die unstrittig in der Achämenidenzeit (6.-4. Jh.) kodifiziert wurden. Überdies liegt Maris altbabylonisches Archiv, in dem Emar erwähnt wird, ebenfalls *direkt* unter dem Hellenismus, also perserstratigraphisch, und in Emars Hilani-Schicht werden altbabylonische Siegel verwendet (siehe Seite 271).

Die Ur III-Zeit, zu der Emar in Ebla erwähnt wird, liegt stratigraphisch nur zwei Schichten unter dem Hellenismus, so daß sich folgende Stratigraphie für die Texte ergibt, die außerhalb Emars die Stadt Emar erwähnen:

Stratigraphie der Emar erwähnenden Texte außerhalb Emars

- ab -300 Hellenismus
 - Altbabylonische Erwähnungen von Emar in perserstratigraph. Schicht
 - Ur-III-zeitliche Erwähnung von Emar in chaldäer- und mederstratigraphischer Schicht
-

Schauen wir uns nun Emar im Kontext seiner hethitischen Oberherren an:

Kappadokien bzw. Chattiland/Hethitien als Oberherr Emars

Archäologisch seit 120 Jahren gefundene Schichtengruppen vor dem Hellenismus, die man nicht erwartet hatte, in moderner Datierung	Historische Epochen vor dem Hellenismus, denen rätselhafterweise keine archäologischen Funde zuzuordnen waren, in antiker Datierung
--	--

H e l l e n i s m u s

Post- Khat und Phryger bis -800, danach Lücke bis -190 (-330)	Strabons Kataonen von -330 bis -190	<i>ca. -330</i>
(1) KHAT (=Hethiter) der späten Großreichszeit (1300-1100)	(1) KAT der persischen Satrapie Katpatuka/Kappadokien	<i>ca. -550</i>
	Emar ab -1300	
(2) KHAT (=Hethiter) der frühen Großreichs- bzw. Mitannizeit (1500-1300)	(2) KAT aus dem Katpatuka der Mederzeit	<i>ca. -620</i>
	Emar ab -1400	
(3) KHAT (=Hethiter) der vor-mitannischen Altreichszeit bzw. der Hyksos-Periode (1700-1500)	(3) "KETER" [<i>Odyssee</i> XI:521] aus der vormedischen Zeit der Ninos-Assyrer	<i>ca. -750</i>
(4) Prä-Hethiter + Frühbronze (2100-1700)	(4) Vorfahren der KAT	<i>ca. -1000</i>

C h a l k o l i t h i k u m

Kombinieren wir nun die Stratigraphie der Aussagen über Emar mit der Stratigraphie Emars innerhalb der Evidenzchronologie Altvorderasiens:

Verdreifachung der vier Hochkulturperioden Mesopotamiens {(1) bis (4)}, die von den griechischen Historikern zwischen Chalkolithikum und Hellenismus gesetzt wurden, auf (5) bis (12) durch die moderne Orientalistik

-3. u. frühes -2. Jtsd.	-2. Jtsd.	-1. Jtsd.
(bibelfundamentalistisch über Hammurabi datierte Königs- und Eponymenlisten	(pseudoastronomische Sothisdaten)	Ohne Schichten (Herodotdaten mit Israel- und Judakombinationen)
Dunkles Zeitalter	Dunkles Zeitalter	Hellenismus
(9) Altbabylonische Mart(d)u/Amoriter Emar erwähnt	(5) Mittelassyrische Amoriter Emar-Archäologie	(1) Perser bzw. Marder/Amarder Kyros' d. Gr.
(10) Neo-Sumerer und Elamer Emar erwähnt	(6) Kassiten und Mitanni Emar-Archäologie	(2) Chaldäer und Meder
(11) Alt-Akkader	(7) Altassyrer (Hyksos in der Levante)	(3) Ninos-Assyrer*
(12) Frühsumerer	(8) Ninevite-5-Ker.	(4) Frühchalder und -assyrer

Chalkolithikum

* Die Ninos-Assyrer aus Herodot I: 7, 95 setzt die herrschende Lehre mit den Neo-Assyrern gleich, die rein stratigraphisch allerdings die Position der Perserzeit von (1) einnehmen, weshalb nicht nur die Ninos-Assyrer, sondern auch die Perser in ihrer assyrischen Kernsatrapie als "flüchtig" (Sancisi-Weerdenburg) gelten.

Bei Anwendung der stratigraphisch und historiographisch basierten Chronologie lösen sich die Puzzles von Emar wie von selbst. Seine Existenz im hethitischen Machtbereich während der Mitannizeit und in der mittelassyrischen Periode bedeutet seine Existenz in der Meder- und anschließenden Perserzeit. Stratigraphisch liegen Ur-III-Sumerer und altbabylonische Zeit parallel mit Mitanni- und mittelassyrischer Zeit. Die neosumerischen und altbabylonischen Erwähnungen Emars sind mithin chaldäische der Mederzeit und babylonische der Perserzeit. Sie stammen aus der Blütezeit Emars und nicht aus früheren Perioden, für die eine versunkene Altstadt vermißt oder gesucht werden müßte.

Emars Kult nimmt den perserzeitlichen Kult Judas nicht verblüffende 800 Jahre vorweg, sondern gehört in dieselbe Zeit.

Der Hilani-Palast Emars muß nicht mehr als 500 Jahre zu früh kommende Variante die Architekturgeschichte revolutionieren, sondern gehört ebenso in die Perserzeit wie die Hilani-Paläste der jetzt zwischen -900 und -600 datierten Großkönige, die niemand anderes als die persischen Großkönige im Gewand ihrer Kernsatrapie Assyrien sind.

Literatur

- Arnaud, D. (1986): *Recherches au Pays d'Astata: Emar VI.3. Textes Sumériens et Accadiens*; Paris
- Fleming, D.E. (1995): "More Help from Syria: Introducing Emar to Biblical Study"; in *Biblical Archaeologist*, Bd. 58, Nr. 3
- Huehnergard, J. (1993): "Meskene (Imar/Emar). A. Philologisch"; in *Reallexikon der Assyriologie*, Achter Band, 1./2. Lieferung, Berlin
- Heinsohn, G. (1992): "Liefert die persische Kultur lediglich ein verspätetes Imitat assyrischer Vorbilder? Sargonidica XI"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, Bd. IV (4/5) 16
- (1995): "The Restoration of Ancient History. Did the Historians of Classical Greece Merely Leave Us Lies and Phantasies about all the Major Empires, Nations and Events of Antiquity? Or: How to Reconcile Archaeologically-missing historical Periods with Historically-unexpected Archaeological Strata of the Ancient World"; Vortrag verlesen vor der *Society of Historical Research*, New York, 8. Juli
- (1996): "Hazor und die rätselhaften Anachronismen Altvorderasiens"; Vortrag, gehalten am 17.5. auf dem Hamburger Jahrestreffen der *Zeitensprünge*
- Magueron, J.-C. (1995): "Emar, Capital of Astata in the Fourteenth Century BCE"; in *Biblical Archaeologist* Bd. 58 (3)

Prof. Dres. Gunnar Heinsohn 28334 Bremen Uni/FB 11 POB 330

Entzifferung der Indus-Schrift

Kurt Schildmann

Wer immer sich für uralte Kulturen interessiert, wird aufhorchen, wenn er die Nachricht hört, daß die Industalschrift entziffert ist. Indien, das Land der Geheimnisse, hat nun sein größtes Rätsel der Welt offenbart. Die Entzifferung der Indus-Schrift gelang mir vor zwei Jahren. Aber die über 2.000 Texte (auf Siegeln, Kupfertäfelchen, Prismen, in Relief auf Ton, als Einkerbungen auf Werkzeugen, als Graffiti usw.), die zum Teil in Asko Parpola zwei Corpus-Bänden gesammelt vorliegen (Band I: in Indien verwahrte Fund; Band II: in Pakistan verwahrte Funde) mußten anschließend gelesen und übersetzt werden. Die Richtigkeit der Entzifferung wird durch *100 Pictorial Bilinguals* bewiesen. Das sind etwa 100 Tierbilder mit Begleittext, Texte, in denen der Tiername enthalten ist.

Die große erste Überraschung ist, daß durch die Heranziehung der korrespondierenden Tiernamen aus der heiligen Sanskritsprache dann auch die Namen in der Indus-Schrift sich als lesbar erweisen, als die herangezogenen Sanskrit-Namen in syllabarischer Indusschrift. Mühelos ließ sich in der Folge auf dieser Grundlage das phonetisch strukturierte, zum Teil systematisch strukturierte, phonetisch-syllabarische Zeichensystem der Indusschrift zusammenstellen. Nicht nur die Tiernamen waren Sanskrit. Der gesamte Text war es auch, im Einzelfall und generell. Es handelt sich dabei um ein archaisches Sanskrit, zumeist gehalten im 'Telegrammstil'.

Die nun nachlesbaren Informationen über den Gesamtumfang der Induskultur sind überwältigend. Vor unseren Augen zeichnet sich ab die Proto-Hindu-Religion. Ferner Einzelheiten zur Philosophie, zur sozialen Gliederung, zum Staatswesen, zum Helden Rama, zum Kriegswesen, zur Seefahrt, dazu Sprichwörter usw. Nach Brahma (genannt wird er "der Höchste der dreißig Götter") ist Vishnu die wichtigste Gottheit, mit seiner Gattin Uma und ihrer Nebengestalt Durga. Weil nun in den 2.000 Texten die vedischen Götternamen Indra, Mitra (der Tag), Varuna (die Nacht), Nasatyas (die Asvins/Dioskuren) namentlich nicht so erscheinen, wohl aber als Schwurgötter genannt werden in den Mitanni-Verträgen (abgeschlossen zwischen dem Pharo Echnaton und dem Churritischen Reich in Nordmesopotamien), sind die Indus-Texte eindeutig als älter einzustufen.

Für die gelehrte Welt und jegliche Altgeschichtsforschung öffnet sich jetzt ein neues, weites Forschungsfeld. Man darf gespannt sein, zu welchen neuen, umwerfenden Schlußfolgerungen man gelangen wird. Ähnlich wie der Stein von Rosette (zutage gefördert während Napoleons Ägyptenfeldzug) mit seiner dreisprachigen Inschrift den Schlüssel lieferte zur Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen, oder wie die dreisprachige Inschrift des großen Darius zu Bisutun in Persien den Schlüssel lieferte zur Gesamtheit der keilschriftlichen Urkunden des Vorderen Orients, so sind die *100 Pictorial Bilinguals* der Indus-Schrift, die fast 100 Jahre lang zwar gefunden, aber unentziffert in den Museen schlummerten, doch noch zum Schlüssel zur Lesung sämtlicher Indus-Texte avanciert, offenbar im Sinne der 'Urheber', die durch ihre *nicht-ökonomischen* Texte zur Nachwelt sprechen wollten.

Kurt Schildmann 53177 Bonn Weissdornweg 91



elephant	𑀓𑀭𑀯	sindhu-ra	21-24
elephant	𑀓𑀭𑀯𑀓	hastin-	sindhura-
elephant, trunk	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	pi-ru-s(a)	hastin-
elephant, ivory	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓	.i-bha	pīluḥ
elephant, domestic	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	*uṣṭu-ra	ibha-
*elephant/camel			uṣṭra



hare	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	śa(-śa)	25
hare	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	śaśa-	
slack-ear	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	langa-ru-śa	
*turn-ear	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	ghau(-śa)-cakra	
sex-lusty	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	*ā.ra-maṇa	



monster	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	ra-pa	26-27
monster	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	rapas	
trunk-head.horn-head	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	hastin-śi-ra	
	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	-avi-śi-ra	
mixture	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	mi-KUṢ-is	*miksīs



serpent / snake	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	u-ranga	28-29
breast-goer	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	uram-ga	
poison-lady	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	vi-is-JANI	
no-end	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	an-a ⁿ ta	
creeper	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	sar-pa	sarra-



sheep	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	avi, a-vi	30-32
sheep	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯	ura, u-ra	avi-
sheep	𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯𑀓𑀭𑀯		ura-

Ausschnitt aus Kurt Schildmann: *Fascicle Nr. 1 '100 Pictorial Bilinguals'*

Archaische Gnosis: Widerspruch oder Kontinuität?

Reinhard Sonnenschmidt

Soll man sich, in Zeiten der sog. Postmoderne, spätantiker Gnosis zuwenden? Kritische Positionen, die schon lange systematischer Forschung entsagt haben, dafür um so eher dem modisch (nicht methodisch!) frei flottierenden Philosophieren zugeneigt sind, werden bestimmt eine Antwort wissen, nämlich: Nein!

Da jedoch moderne Zeiten sich gerne altehrwürdiger Mythenbestände bedienen, um sie weltanschaulich und gewinnbringend einzusetzen, dabei aber kein Verständnis für die Herkunft des gehuldigten Materials zeigen, wird zunächst die begrifflich-definitiorische Erfassung von Gnosis und Gnostizismus im Vordergrund stehen. Beide bewegen sich im Spannungsfeld von Judentum und Christentum. Hierbei wird Gnosis von Gnostizismus unterschieden: Gnosis bezeichnet die ideologische Ausrichtung gnostischen Denkens auf solch verschiedene Wissensformen wie Orphik, Buddhismus, Taoismus und Aztekenum [Drijvers 1967/68, 803; Rudolph 1967, 769]; Gnostizismus peilt ein bestimmtes kulturelles Milieu des 2. und 3. Jahrhunderts an [ebd]. Aber genauso gut ist die umgekehrte Betrachtungsweise zulässig: Gnostizismus ist dann eine

"nicht an Zeit und Ort gebundene religiöse Ideologie, die eine gnostisierende Bewegung hervorruft, während die Gnosis eine an Zeit und Ort der Spätantike gebundene religiöse Erscheinung ist [Arai 1966, 651].

Ob nun Gnosis oder Gnostizismus: Auf jeden Fall gehört diese religiöse Erscheinung in die sog. Spätantike (2.-3.Jh.). Was jedoch auffällt, ist, daß bestimmte Wissensformen mit Gnosis in Zusammenhang gebracht werden, die geographisch nach Griechenland (Kleinasien), Indien und China sowie Mittelamerika weisen. D.h. es stellt sich das Problem ähnlicher Motive an unterschiedlichen Orten. Diese Fragestellung hat Velikovsky ebenfalls umgetrieben:

"Völker, die noch mitten in der Steinzeit lebten, besitzen die gleichen, oft sehr seltsamen Sagenmotive wie die Kulturvölker. Die besondere

Originalität mancher Sagen schließt jede Annahme, daß an allen vier Enden der Welt **aus reinem Zufall** die gleichen Motive entstanden seien, von vornherein aus" [Velikovskij 1994, 312f; Fettdruck in Zitaten generell von R.S.].

Wenn also, und das kann man in den Mythenbüchern von Mircea Eliade ausführlich nachlesen, kein Zufall am Werke war, was dann? Auch Theologen haben sich schon bange Gedanken zu diesem offensichtlichen Widerspruch gemacht und formuliert:

"Ist es möglich, die Grundkonzeption des Gnostizismus zu beschreiben mittels Traditionen, die etwa den Religionen der **nordamerikanischen Indianer oder denen der Papuas** entstammen?" [Drijvers 1967/68 in Rudolph 1975, 812],

wobei der Autor als Traditionalist daran festhält, daß das rätselhafte Phänomen historisch der spätantiken Welt zuzurechnen ist und daher geschlossen hat:

"Der Gnostizismus bleibt aber eine Größe sui generis, die nicht unmittelbar auf chronologisch vorhergehende Formen der Religion oder der Philosophie zurückgeführt werden kann" [ebd., 830].

Der gnostische Mythos

Bevor ich auf die obige bange Frage von Drijvers zurückkomme, fasse ich die gnostische Weltansicht zusammen, nicht ohne darauf hinzuweisen, daß die Gnosis selbst schon mit Mythos und Kosmologie in Verbindung gebracht worden ist. Gilles Quispel etwa plädiert für eine psychologische Variante, indem er formuliert: "*Gnosis ist mythischer Ausdruck der Selbsterfahrung*" [Quispel 1972, 37], und Micha Brumlik konstatiert:

"Christentum und Gnosis unterscheiden sich darin, daß jenes die Kluft [zwischen Gott und Menschen; R.S.] durch gläubiges Vertrauen in das Selbstopfer Gottes geschlossen sieht, während in der Gnosis anstelle des gläubigen Vertrauens die **kognitive, kosmologische Spekulation** tritt [Brumlik 1992, 46].

Nun zum gnostischen Mythos selbst. Im Pleroma, d.h. der Lichtwelt der reinen Geister, die die Achtheit = Fixsternsphäre bildet, wohnt die unerkennbare, oberste, geistige und gute Gottheit. Die Mitbewohner dieses

Bereichs der Fülle (= Pleroma) sind die Lichtwesen (Äonen) und die Lichtjungfrau, auch Sophia oder Ennoia genannt. Aus Unwissenheit und Leidenschaft gebiert die Sophia einen Sohn, den Demiurgen, der sich als Fehlgeburt erweist und zum urzeitlichen Bruch im Pleroma führt. Es folgt der Absturz aus dem Lichtreich in die Fesseln der sinnlichen Materie. Diese ist die Finsternis und das Böse.

Der Demiurg, identisch mit dem jüdischen Schöpfergott, bringt sechs Archonten (Planetenherrscher) hervor. Dadurch wird die Siebenheit komplettiert. Die Wohnstätte dieser dämonischen Engelwesen, die die Äonen beherrschen, ist die oberste Planetensphäre. Aus der Materie, die mit den abgefallenen Lichtfunken vermischt ist, schaffen die Sieben (= Planeten) die irdische Welt und den Menschen in ihr. Aber der Mensch kann sich nicht aufrichten und kriecht wie ein Wurm am Boden. Der unerkennbare, gute Gott, der im Pleroma weilt, schickt daraufhin aus Mitleid die Seele aus der Lichtwelt in den Menschenleib.

Dieser richtet sich nun auf und erkennt die Welt als Werk der sieben bösen Archonten und sein Geist-Selbst, d.h. sein Ich bzw. seine Seele, als dem Lichtreich oberhalb der Archonten angehörig.

Entweder ist nun in allen Menschen der Lichtfunken eingekörpert oder in einem Teil, oder es werden drei Gruppen innerhalb der gnostischen Anthropologie gebildet: die Hyliker (griech. hyle = Stoff), die Psychiker (griech. psyche = Seele) und die Pneumatiker (griech. pneuma = Lufthauch), die grundsätzlich schon erlöst sind. Zur Erlösung ihres Seelen-Ich und des eingekörperten Lichtfunkens können Asketismus wie Libertinismus als Wege beschritten werden.

Voraussetzung dafür ist der weckende Ruf gnostischer Offenbarung, woraufhin aus den Fesseln der sinnlich-finsteren Materie zumindest die Pneumatiker ins Lichtreich wiederaufsteigen. Diese Himmelfahrt der pneumatischen Seele führt durch die sieben Planetensphären bzw. die Äonen. In Kultmysterien kann die vorherige Vermählung mit dem Pleroma ausgeführt werden.

Entscheidend ist die Eschatologie: Ist sie Individualeschatologie, dann bedeutet sie die restlose Einheit von Seelen-Ich und Gottheit. Ist sie Universaleschatologie, dann wird das Weltende vollständig bereitet und das Göttliche vom Nichtgöttlichen getrennt. Dieser Vorgang ist nicht zyklisch wie bei den Griechen, sondern die fundamentale gnostische Orientierung besteht im

einmaligen Abschluß der Existenz von Welt und Geschichte. Daher kennt die gnostische Lehre keine fleischliche Auferstehung. Vielmehr vertritt sie die sog. Scheinleiblehre (Doketismus), die besagt, daß der Erlöser nur scheinbar sich selbst am Kreuz opfert, also nicht wirklich für die Sünden der Menschen stirbt [vgl. Haardt 1967, 16; Brox 1989, 20; Rudolph 1990, 178f, 182ff; di Nola 1993, 70; Detering 1995, 115f].

Abgesehen von den Unterschieden, die zwischen Gnosis und Christentum bestehen, ergeben sich folgende Hauptelemente, die für eine mytho-kosmologische Interpretation der Gnosis von Bedeutung sind:

- Das **Urzeitgeschehen** als Weltanfang (oder wahlweise Weltende)
- die **Fixsternsphäre** als Wohnsitz der guten Gottheit und der reinen Seelenfunken
- die sieben **Planeten** als Wohnstätten der Götter
- das hierarchische Verhältnis von **Seele und Leib**
- **Licht** als Himmel und **Finsternis** als Hölle
- **Himmelfahrt** als Trance und Erlösungsreise
- **Kultmysterien** in Initiationsriten
- der Zusammenfall von **Ich und Gottheit** (Pneumatiker)
- das **Weltende** als Abschluß von Großkatastrophen.

Das mytho-kosmologische Weltverständnis

Ich möchte mich nun dem Hauptpunkt: Urzeitgeschehen als Weltanfang oder -ende zuwenden, wobei der Akzent auf dem Vergleich von ähnlichen Mythen an verschiedenen Orten liegen wird. Dabei sind die Begriffe: Anfang und Ende, nicht nur mit der Bedeutungsspanne: Leben und Tod, sondern auch mit der von Geburt und Tod verwoben. D.h. im gnostisch-mythologischen Denken greifen, wie die Zusammenfassung gezeigt hat, Individual- und Universaleschatologie ineinander, was darauf hinausläuft, den eigenen Ursprung und die eigene Existenz mit kosmisch-katastrophischem Geschehen zu verknüpfen.

Diese These möchte ich an drei Beispielen verdeutlichen:

- Beispiel 1: Feldforschungsergebnisse bei den Tugen (Nordwesten Kenias; Datierung: ?; Zitate durchwegs nach Heike Behrend [1985])

- Beispiel 2: Feldforschungsergebnisse bei den Iatmul (Papua-Neuguinea; Datierung: ?; Zitate durchwegs nach Milan Stanek [1982])
- Beispiel 3: ein Hymnus der Mandäer (Irak/Iran; Datierung: +3. Jh.; aus Lidzbarski: *Ginza. Der Schatz oder Das große Buch der Mandäer*; Zitate durchwegs nach Mark Lidzbarski [1979]).

Beispiel 1

Die Tugen, so berichtet Heike Behrend, haben die Angewohnheit, ihre Kinder als leere Un-Personen anzusehen, die per Initiation sozial wiedergeboren werden müssen. Zu diesem Zweck werden sie in die Wildnis zurückgeschickt außerhalb des Dorfes, um dort den 'sozialen Tod' zu erleiden, wobei die Rückkehr aus ihr in kosmische Zusammenhänge eingebettet wird:

"Einige Wochen vor der Initiation beobachten die Ältesten den Himmel. Die Sterne müssen günstig stehen, um 'die Rückkehr der Kinder aus der Wildnis ins Leben' zu garantieren. Kipsang [eine Informantin; RS] erklärte: 'Die Sterne, die auch die Kinder der Sonne heißen, sollen im Osten aufsteigen und nicht im Westen herunterfallen. Der Mond muß zunehmen, und *kirgit*, der Mann oder Abendstern, sich in Begleitung eines kleinen Sterns, seines Sohnes, befinden. Ist der Sohn abwesend, oder steht er, statt sich respektvoll hinter seinem Vater zu halten, vor ihm, dann darf die Beschneidung nicht stattfinden. Auch *kurget*, die Frau oder der Morgenstern, muß sich in Begleitung ihrer Tochter am Himmel befinden. Steht jedoch *birkong*, ein Stern, der rotes Auge heißt, im Zenit, dann darf die Beschneidung und die Kastration von Haustieren nicht stattfinden, weil sonst sowohl die Initianden als auch die Tiere zu Tode bluteten.' Der Himmel spiegelt Mangel und Fülle, Tod und Leben, die Tugen in ihrer 'Welt' erleiden. Abwesenheit eines Sterns, des Mondes oder der Sonne sind ein schlechtes Omen, ebenso die Bewegung des Abstiegs der Gestirne. Ihre Anwesenheit und die Bewegung des Aufstiegs gelten dagegen als gutes Zeichen, versprechen Leben, Nahrung und den glücklichen Ausgang des Rituals" [Behrend 1985, 52f].

Die Verknüpfung von Kosmos und Initiation wird ergänzt durch die Vorstellung, daß jener 'rote Stern', wenn er am Himmel erscheint, nur die Männer bedroht [ebd., 90]. Die Gefahr, die der Farbe rot symbolisch zuge-

ordnet ist, wird untermauert durch die Auffassung, menstruierende Frauen seien zerstörerisch, was Nahrungs- und Verhaltenstabus für die Männer nach sich zieht. Im allgemeinen wird Blut von den Tugen als 'heiß', gefährlich und verunreinigend angesehen [ebd, 43]. Nichtsdestoweniger verteidigen die Männer ihre Machtposition, indem sie bestimmte, beide Geschlechter betreffende Bewußtseinsinhalte formulieren, die sich auf die Sexualität, also etwas grundsätzlich Stammeserhaltendes, beziehen. So gelten das Haus wie der Bauch einer Frau als Ort des Lebens, der Nachkommen und der Nahrung, wobei letzterer Aspekt, das Essen, mit dem Geschlechtsakt assoziiert wird. Der Mann, so wird behauptet, füllt die Frau mit seinem Samen, genauso wie er den Dachboden des Hauses mit Vorräten ausstattet. Frauen, die schwanger sind, sind Gefäße, die Kinder und Nahrung bergen. Hat ein Mann getötet, darf sein Schatten weder auf eine schwangere Frau noch auf eine Kalebasse (Nahrungsmittelbehälter) fallen, denn sonst müßten Frau und Kind sterben und die Kalebasse würde zerbrechen [ebd, 90].

Solcherlei Bewußtsein ist aber kein Zeichen für willkürlich angemäße Machtansprüche, sondern wird durch den elementaren Akt der Produktion von Nachkommen gestützt. Die Erzeugung von Kindern geht so vor sich:

"Kinder, so sagen Tugen, entstehen aus der Mischung des männlichen Samens mit dem Blut der Frau. Schlafen Mann und Frau zusammen, dann füllt der Mann die Frau mit seinem Samen, so wie man eine leere Kalebasse füllt. Sein Samen bewirkt, daß sich das Blut der Frau aus allen Teilen ihres Körpers im Bauch, in der Gebärmutter, zusammendrängt, sich dort mit dem Samen vermischt und daraus ein Kind entsteht. **Dabei entwickeln sich die Knochen des kindlichen Skeletts aus dem männlichen Samen und das Fleisch aus dem Blut der Frau.** [...] Mädchen liegen auf der linken Seite, Jungen auf der rechten" [ebd, 23].^{A1} (= siehe Anmerkungen ab S. 296)

Nicht nur fungiert der männliche Samen als bewirkendes, ursächliches Agens, sondern zu allem Überfluß wird er vorgestellt als Erzeuger des den Körper tragenden Knochengerüsts. Demgegenüber ist die Produktion des Fleisches sekundär, lehrt doch die Erfahrung des Zusammenhangs von Geburt und Tod, daß von der Leiche das anscheinend Haltbarere: die Knochen, länger übrigbleiben. Somit ist die Vorrangstellung des Mannes als Grund (causa) des Lebens bekräftigt, wobei noch zu ergänzen ist, daß von

den Jungen gesagt wird, sie blieben nur neun Monate im Bauch der Mutter, Mädchen hingegen zehn [ebd], was die Vorteilsnahme beim Erblicken des Welt-Lichtes ausbaut.

Beispiel 2

Wenden wir uns nun den Iatmul-Kopfjägern auf Papua-Neuguinea zu. Dort hat Milan Stanek ihre Geschichten gesammelt, und in einer von ihnen weiß Mbara, Staneks Gesprächspartner, folgendes über die Rolle der Mutter zu erzählen. Sie sorgt dafür, daß ein Sohn ein rechter Mann wird, indem sie ihm durch Zauberkraft Gelegenheit gibt, zu töten. Die Mutter verleiht dem Kind Kräfte, seinen Speer, Kopfschmuck, seine Zähne, aber, viel wesentlicher, das Leben, "das Fleisch und das Blut, mit dem die Knochen bekleidet sind" [Stanek 1982, 200]. Mbara, der gelegentlich in die Rolle des Vaters schlüpft, beteuert sodann:

"Ich, Vater, es ist wahr, ich habe die Mutter beschlafen, mein Sperma habe ich beigesteuert - daraus entsteht das Skelett des Kindes. Doch das Blut, das sich um den Knochen herum zum Fleisch verdichtet, hat die Mutter beigesteuert. Einzig sie schafft es, daß ein Kind zur Welt kommt und glücklich wächst" [ebd].

So grandios das Loblied auf die Mutter im weiteren vorgetragen wird, so deutlich ist doch der Besitzanspruch eines väterlichen Klans auf den männlichen Nachfahren, auch wenn der Geburtsakt als Leidensweg angesehen wird, was jedoch keine Kompetenz begründet. Denn wenn die Mutter gebiert, kommt sie in die Nähe des Totenlandes, "sie steht auf dem Weg zum Tod" [ebd, 201]. Dieses Totenland (kambukembi) ist der Ort von gewaltsam im Kampf umgebrachten, halbverzehrten und zerfetzten Opfern des menschenfressenden Helden. Zugleich bedeutet es Adlernest, in dem sich Knochen und faulendes Fleisch, abscheuliche Reste grausamer Mahlzeiten, befinden [ebd, 176].^{A2} Der deutliche Hinweis auf Kannibalismus im Zusammenhang mit der Erzeugung von Leben läßt erahnen, welchen heimlichen Ekel die Iatmul-Männer ihrer eigenen Existenz zumessen. Wie sie die Frau prinzipiell charakterisieren, verkündet Masoabwan, als dieser über verlorene Zeiten der Kopfjägerei vor der Ankunft der Europäer spricht. Es geht um die Rekrutierung von Stammesangehörigen für einen Kampfeinsatz:

"'Wenn eine solche Nachricht kommt, und der Verwaltungsbeamte oder der Sergeant von der Polizei euch für den Morgen anbietet, darf

niemand von euch mit seiner Frau schlafen! Allein mußt du schlafen! **Die Frau ist etwas Gefährliches, etwas Schlechtes.** Wenn ein Mann vor dem Kampf mit seiner Frau geschlafen hat, wird ihn bald ein **feindlicher Speer** treffen! Wenn ein Mann Geschlechtsverkehr mit einer Frau hat, **verliert er dadurch seine Kraft!** So unterrichten wir unsere Jungen" [ebd, 148f].

Was die Mutter ihm gegeben hat (Speer, Kraft), kann von einer Frau, die ja selbst potentielle Gebärmutter ist, wieder entzogen werden, wenn vor der eigentlichen männlichen Tat: dem Kampf, die Vergeudung lebensspendender Kraft steht. Daher kann Stanek anlässlich einer Erörterung von Liederreihen feststellen, daß die kultischen Gesänge trotz ihrer "kümmerlichen Bedeutungsfetzen" [ebd, 168] und zehnstündiger Dauer wilde Vorstellungen vulkanischer Kraft hervortreten lassen: Es ist die Liebe zur Mutter, die aufscheint in ihrem nackten sexuellen Aspekt, weil sie direkt auf den Geruch und den Geschmack ihres Geschlechts ausgerichtet ist. Zugleich erzeugt die Angst vor der Mutter, gepaart mit der ohnmächtigen Wut des Sohnes, der sie nicht bezwingt, "Aggression, Lust am Töten, Traurigkeit" [ebd, 169]. Um Kopffäger zu werden, muß der Sohn seine Manneskraft von der Mutter bekommen, und, bevor er in den Kampf zieht, sich ihrem mäßigenden Einfluß durch eine große gewaltsame Anstrengung entziehen [ebd 169]. Allerdings ist dieser Entzug so gewaltig, daß der werdende Kopffäger in einem Lied der Mutter droht: "Mutter, du hast mir / eine *saba* / mit kao-Gesicht gegeben. / Mutter, du sollst / deswegen leiden. / Du dauerst mich" [ebd, 172]. *Saba* ist Maske, Kostüm, eine Schmuckkomposition, die aus dem Tänzer eine Ahnengestalt macht; *kao* ist Kampf, Tötung, Kraft und Kraftanwendung.

Zu konstatieren ist also eine infantil-omnipotente Haltung zu Frau, Mutter und Geburt, die mit Gewaltbereitschaft verbunden ist und ein angstbesetztes Bewußtsein herausbildet, das dem männlichen Prinzip die uranfängliche, kausale Schöpfungsleistung zuweist.

Beispiel 3

Der jetzt vorzustellende mandäische Hymnus unterscheidet sich von den mytho-kosmologischen Vorstellungen der Tugen und Iatmul durch eine ausgefeiltere Form und sprachlich elegantere Gestaltung. Grundlegend ist

der gnostische Licht-Finsternis-Dualismus, der Gutes und Böses feinsinnig ausmalt. Auffällig ist, daß Planeten als handelnde Personen dargestellt werden, allen voran Ruha (auch Libat/Dlibat), die mit der allseits bekannten Katastrophenbringerin Venus identisch ist. Diese versucht, eine Welt zu kreieren, die gegenüber dem obersten Lichtwesen und seinem Gesandten, dem Demiurgen Ptahil-Uthra, bestehen kann, indem sie als Mutter mit ihrem Sohn, als Schwester mit ihrem Bruder und als Tochter mit ihrem Vater (einer Schlange!) schläft, um so die fünf Planeten (auch Unholde genannt) und die zwölf Tierkreiszeichen zu gebären, was aber dreimal schiefgeht. Beim dritten Inzest geschieht folgendes:

"Am **ersten Tage spaltete** sich (der Himmel), und es **blitzte**./ Am **zweiten Tage donnerte** es./ Am **dritten Tage** wurde (der Himmel) von **Feuerflammen** umgeben./ Am **vierten Tage** bebte ein **Beben** an den Pforten der Finsternis./ Am **fünften Tage** krampfte sich ihr (der Ruha) Herz und ward traurig./ Ihr Sinn empfand den **Schmerz** einer kreißenden, **gebärenden/ Wöchnerin**" [102, 9-15]. A³

Aber Ruha ist nicht nur inzestuös veranlagt, sondern als Mutter der Welt, die schlecht, trübe und finster ist, ist sie das Böse selbst. Das weibliche Prinzip erscheint auch in dieser Fassung als minderwertig gegenüber dem männlichen, das mindestens zu einem Teil von vorneherein erlöst und daher Träger des Lichtfunkens ist.

Ruhas Bosheit läßt sie zu immer neuen Listen greifen, um die Herrschaft zu erlangen, aber sie sind nicht von Erfolg gekrönt. Wieder ist es die Lügnerische, die Silmai, dem Herrn der irdischen Welt, rät, zu seinem guten, vollkommenen Vater Jathrun zu gehen, um Königtum, Güte und Sieghaftigkeit der Welt zu erlangen. Silmai folgt dem Rat, aber der gute Jathrun ist erzürnt und will seinen Sohn vernichten. Die Jünger des Vollkommenen bringen ihn allerdings dazu, einige Fragen zu stellen, deren Beantwortung Silmai einen Thron sichern oder die Rückkehr in die untere Welt bedeuten wird. Er wird befragt zu den Ursprüngen von Erde, Firmament, Sonne, Mond, Wasser, Feuer, Wind, worüber er richtige Auskunft gibt.

Die achte Frage dreht sich um die die oberen und unteren Dinge. Silmai erwidert, daß die oberen Dinge das Firmament und die unteren die Erde seien. Daraufhin wird gefragt, ob das Firmament vor der Erde oder die Erde vor dem Firmament schwanger wird. Silmai antwortet, das Firmament

bringe Regen und Tau, und die Erde öffne ihren Mund,^{A4} um ihn aufzunehmen. Jathrun will sodann wissen, was die inneren und die äußeren Dinge sind. Hierauf bekommt er zur Antwort, die inneren Dinge seien die Frau, die äußeren der Mann. In Parallele zu den oberen und unteren Dingen (Firmament und Erde) wird gefragt, wer zuerst empfangen, Mann oder Frau. Natürlich ist es der Same des Mannes, der sich 42 Tage in seinem Körper bildet, den er als Saat, Stamm, Wurzel und Begattung übergibt. Daraus bilden sich das Mark, die Knochen und die Sehnen. Die Frau gibt dem Kind das Blut, die Haut, die Formen und die Haare, wobei die Nahrung sich aus dem Inneren der Mutter bildet. Die Geburt selbst wird auf folgende Weise erläutert:

"Da fragte er ihn: 'Wenn **das Maß für das Kind voll** ist und es geboren werden soll, wie wird es geboren?' Darauf erwiderte er ihm: 'Mein Vater! Wenn **das Maß für das Kind voll** ist, wirft man der Mutter Wehen in die inneren Hüften, schlägt das Kind mit gewaltigen [Umstürzen; Einfügung von Lidzbarski]. Dann dreht sich der Kopf nach unten und die Unterschenkel nach oben. Dann wird das Kind geboren'" [202, 6-11].^{A5}

Der gute Vater Jathrun stellt als neunte und letzte Frage, auf welche Weise das Maß für die Welt voll wird. Diese Frage kann Silmai nicht beantworten, aber der Uthra Hibil-Ziwa (der biblische Abel als Glanzwesen) verrät ihm des Rätsels Lösung, kann aber nicht verhindern, daß Silmai wegen der aufgedeckten Täuschung des Jathrun den Thron nicht erhält und vom Licht abgeschnitten wird. Hören wir zu:

"Alsdann erhob sich Silmai, der Herr des Hauses, ging vor Jathrun, den vollkommenen Mann, und sprach zu ihm: 'Mein Vater! Die Auskunft, die du von mir wünschtest, will ich dir geben. Wenn **das Maß der Welt voll** ist, fällt die Erde in [Trümmer], und der **Himmel wickelt sich zusammen wie Matten.**^{A6} Die Sonne zieht ihren **Glanz**, der **Mond zieht seine Helligkeit aus**, die **Sterne und Himmelsbilder fallen ab wie dürres Laub**. Das **Feuer geht in seine Hülle hinein**, das **Wasser in seine Hüllen**. Die vier **Winde des Hauses fassen sich an den Flügeln und wehen nicht**. **Ruha, Christus, die Planeten und die Seelen der Bösen**, die sich zu ihnen bekannt haben, rufen nacheinander, gehen zueinander und **stürzen wie ein Granatapfel aus Blei in Ur, den Herrn der Finsternis**, in seinen eigenen

großen Leib. **Rauch** steigt in seinem Magen auf, das **Feuer** wird ange-
facht und **verzehrt Ur, den Herrn der Finsternis, Ewath, die lügne-
rische Ruha, die Planeten und die Seelen der Bösen, die sich zu
ihnen bekannt haben**" [203, 18-32].

Evident ist die Parallele von Geburtssymbolik und Katastrophe, die tabella-
risch zusammengefaßt werden kann:

"das Maß für das Kind voll"	"das Maß der Welt voll"
Geburt = Wehen für die Frau	Katastrophe = Untergang der Schöpfung
Geburt = Umstürze für das Kind	Katastrophe = Zerstörung des Bösen
Lebensanfang = Sieg über den Tod	wahre Vollkommenheit = Heil des Lebens.

Zusammenfassend hat sich herausgestellt, daß Tugen, Iatmul und die
Mandäer ein mehr oder weniger ausgeprägtes mytho-kosmologisches
Weltverständnis eint. Allerdings ist die Gewichtung recht unterschiedlich:

Die Tugen verknüpfen den Gang der Gestirne mit Initiation und der
Trennung der Geschlechter, wobei von der Venus wie der Frau Gefahren
ausgehen sollen, die nur die Männer bedrohen. Die Iatmul haben ebenfalls
ein ambivalentes Verhältnis zu Frau/Mutter, indem sie die Gebälerin angst-
voll verehren und zugleich den Geburtsvorgang mit wenig appetitlichem
Kannibalismus und Tod kombinieren. Die Mandäer weisen dem weiblichen
Prinzip das Böse in Gestalt der Venus ^{A7} zu, wobei hervorzuheben ist, daß
sie den Akt der Geburt mit katastrophischem Geschehen untermalen.

Was bei aller Verschiedenheit jedoch im Umkreis der Lebenszeugung
identisch ist, ist die Vorstellung, daß der Mann mit seinem Sperma das
Skelett und die Frau mit ihrem Blut das Fleisch des Fötus herstellt, was für
die Spaltung der Geschlechter ausschlaggebend ist, da das Wertvollere, weil
nach dem Tod sichtbar Dauerhaftere: das Knochengerüst, männlichen Ur-
sprungs ist. Diese Vorstellung weist auf das am Anfang aufgeworfene
Problem hin, wieso ähnliche Motive an verschiedenen Orten zu finden sind.
Da kein Zufall im Spiel sein kann und die Vermutung, Angehörige von
Tugen, Iatmul oder Mandäern hätten sich nach langer Wanderschaft my-
thenmäßig 'befruchtet', abenteuerlich ist, muß der Erklärungsgrund ein
anderer sein.

Katastrophismus und Seele

Es bietet sich an, auf eine These zurückzugreifen, die von mir auf dem Jahrestreffen 1994 vorgetragen wurde. Dort erörterte ich anhand der Untersuchung von archaischen Initiationsriten, ob die körperlich und seelisch grausamen Wiedergeburtzeremonien zurückgeführt werden könnten auf einen **doppelten Katastrophismus**. Dieser setzt sich zusammen aus einem endogenen Katastrophismus, also einem vorgeburtlich erlittenen fötalen Kampf auf Leben und Tod während der letzten drei Schwangerschaftsmonate, dessen Verankerung im Unbewußten in Initiationsriten durch symbolische Todesdrohungen aufgebrochen wird. Beim initiierten Erwachsenen äußert sich diese gewaltsame Wiedererinnerung in Mythen, Träumen und Tabus, die in einer ahnenfixierten Schizoidität mündet.

Zum anderen wirkt ein exogener Katastrophismus, also ein im Bewußtsein der Adepten wachgehaltene Erinnerung an kataklysmische Zerstörungsszenarien, die die Initiation begleitet und in Form von Urzeiterzählungen die Angst und den Schrecken der 'Einzuweihenden' verfestigt. Auf diese Weise wird zweifach die seelische Struktur der Kandidaten deformiert: einmal durch die Rückführung des bereits Geborenen auf den Stand eines hilflosen Fötus und sodann die Vorbereitung auf ein von den strafenden/be-lohnenden Ahnen abhängiges Stammesmitglied.

Wenn aber archaische Gesellschaften einerseits Initiationsriten als symbolische Menschentötung (es wird niemand real geopfert) einsetzen und andererseits über einen Mythenbestand verfügen, wie er in der Gnosis ebenfalls feststellbar ist, dann steht zu vermuten, daß die sog. primitiven Kulturen nicht evolutionistisch mit Zehn-, ja Hunderttausenden von Jahren bedacht werden sollten,^{A8} sondern sich in den evidenzorientierten Rahmen einfügen, der von -1050 bis -650 reicht. Nun spricht einiges dafür, die Frage von Drijvers:

"Ist es möglich, die Grundkonzeption des **Gnostizismus** zu beschreiben mittels Traditionen, die etwa den Religionen der **nordamerikanischen Indianer** oder denen der **Papuas** entstammen?" [Drijvers 1967/68 in Rudolph 1975, 812],

mit einem Ja zu bescheiden, denn es würde endlich verständlich, warum gnostische Vorstellungen von Licht, Finsternis, Geburtsgeschehen, Katastrophen und Unsterblichkeitsphantasien bei sog. primitiven Völkern kursieren.

So verdichtet sich die Vermutung, daß die archaischen wie gnostischen Mytho-Kosmologien viel enger zusammengehören, als man gemeinhin annimmt: Sie fallen in den Zeitraum zwischen ca. -1050 und ca. +300. In diese Zeiten fallen auch die fünf schwersten Katastrophen, die von der archäologischen Evidenz her zwischen ca. -1050 und -600 anzusetzen sind [Heinsohn 1988, 27]. So wird die Kontinuität deutlich, die von den Hochkulturen der Vorzeit bis zur Gnosis der Spätantike reicht, so zeigt sich ein überschaubares Geschichtsfeld der Tradierung mythologischer Motive, die an verschiedenen Orten vorkommen, aber inhaltliche Ähnlichkeiten aufweisen.

Nun könnte es scheinen, als ob die in den drei Fällen (Tugen/ Iatmul/ Mandäer) aufgewiesene männlich-primäre Schöpfungsmacht, die mit der Furcht vor Frauen/Müttern einhergeht, ein zu schwaches Indiz ist, um katastrophisch nutzbar gemacht zu werden. Aber dem steht entgegen, daß die Zuschreibung der **Erzeugung** neuen Lebens schon im Mutterleib auf einer Bewußtseinsstufe geschieht, der die postnatale **Vernichtung** desselben fremd geworden ist. Das bedeutet, daß eine historische Situation verlassen worden sein muß, wo **Menschenopfer als Katastrophenabwehr** ^{A9} fungierten und **von Initiationsriten abgelöst** wurden [vgl. Sonnenschmidt 1994, 78f, 98]. Hinweise auf diesen Zeitpunkt, nämlich das -7. Jh., liegen vor. Beispielhaft sei das Schweineopfer ^{A10} erwähnt, das in ganz Griechenland im Demeterkult dargebracht wurde. Aufschlußreich ist, daß das griechische Wort für Ferkel umgangssprachlich die Bezeichnung für das weibliche Geschlechtsorgan war, woraus geschlossen wurde, daß das Ferkelopfer die symbolische Tötung eines jungen Mädchens darstellte [vgl. Ekschmitt in Eliade 1992, 175]. Der Mythenforscher Kurt Hübner schreibt:

"Anlässlich der Thesmophorien, die der Demeter gewidmet waren, **warf man Ferkel in Schluchten**, die später **in verwestem Zustand** von Weibern wieder herausgeholt und **auf Altäre gelegt** wurden. Damit wurde wiederholt, wie die Schweine des Hirten Eubuleus in die Tiefe gerissen wurden, als Persephone in der Unterwelt verschwand [...] Bei den Thesmophorien zum Beispiel **opferten die Frauen den Unterirdischen, indem sie Ferkel in die Bergklüfte warfen** und dabei **Bilder menschlicher Geschlechtsteile** vorzeigten. Die **Säulen des Grabgottes Hermes** waren oft Darstellungen des **Phallus**" [Hübner 1985, 193/214f].

Wenn also Frauen die Opfernden sind und das geopfert Ferkel eine Jungfrau symbolisiert, dann bedeutet das die kultisch-irreal umgewandelte

Wiederaufnahme der priesterlich geheiligten Tötung eines realen weiblichen Wesens. Folgt man Heinsohn, der die Ablösung von realen Tötungsopfern durch Statuen konstatiert, wobei Säule, Planke und Pfahl Vorstufen bilden [vgl. Heinsohn 1988, 47], ist offenkundig, daß das Demonstrieren der phallischen Hermessäule die Abkehr von Menschenopfern und das Ende von Katastrophenerfahrungen anzeigt. Eine daraus abzuleitende chronologische Linie hätte sich dann von ca. -1050 bis ca. +3. Jh. zu erstrecken. Folgende Beschreibung verdeutlicht die zeitliche Abfolge (die erste Jahreszahl ist evidenzorientiert, die restlichen Stationen sind konventionell datiert):

- ca.-1050 bis -7. Jh.: Großkatastrophen
- -7./6. Jh.: griechische Chorlyrik/Dithyrambus (Rundtanz, der bei einem Opfer mit Rhythmus und ekstaseförderndem rituellen Rufen und Schreien verbunden ist) [vgl. Heinsohn 1988, 35].
- -6./5. Jh.: Orphik/ Eleusinische Initiation/ Archaische Gesellschaften
- -5./4. Jh.: Platon (427-347) / Aristoteles (384-322)
- ca.-330 bis ca.-30: ? (Hellenismus)
- +1. Jh. bis 3. Jh.: Spätantike/Gnosis

Die Schlußfolgerungen liegen auf der Hand:

1. Das Streichen von ca. 200 Jahren im Hellenismus, wie es Illig [1995a, 1995b] unter Berufung auch auf den Schriftbestand der Philosophen vorschlägt, kann unterstützt werden.
2. Mythenbestände sind nicht über Jahrtausende kryptisch tradiert worden, sondern verdanken ihre Entstehung und Verbreitung realer, von Menschen gemachter Katastrophenerfahrungen.
3. Die archaischen Gesellschaften sind nicht Zehntausende von Jahren alt, sondern rücken zeitlich, durch 4 bis 5 Jahrhunderte getrennt, so nahe an die Gnosis heran, daß beider Motivverwandtschaft, vermittelt über platonische und aristotelische Philosophie, kein unlösbares Rätsel mehr ist.

Literatur

- Arai, Sasagu (1966): "Zur Definition der Gnosis in Rücksicht auf die Frage nach ihrem Ursprung"; in *Rudolph (Hg.) 1975*
- Behrend, Heike (1985): *Die Zeit des Feuers. Mann und Frau bei den Tugen in Ostafrika*; Frankfurt am Main · New York

- Brox, Norbert (1989): *Erleuchtung und Wiedergeburt. Aktualität der Gnosis*; München
- Brumlik, Micha (1992): *Die Gnostiker. Der Traum von der Selbsterlösung des Menschen*; Frankfurt am Main
- Detering, Hermann (1995): *Der gefälschte Paulus. Das Urchristentum im Zwielicht*; Düsseldorf
- Die Bibel. Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung*; Freiburg
- Drijvers, H.J.W. (1967/68): "Die Ursprünge des Gnostizismus als religionsgeschichtliches Problem"; in *Rudolph (Hg.) 1975*
- Eliade, Mircea (1992): *Schamanen, Götter und Mysterien. Die Welt der alten Griechen*; Freiburg im Breisgau
- Haardt, Robert (1967): *Die Gnosis. Wesen und Zeugnisse*; Salzburg
- Heinsohn, Gunnar (1988): *Was ist Antisemitismus? Der Ursprung von Monotheismus und Judenhaß - Warum Antizionismus?*; Frankfurt am Main
- (1988a): *Die Sumerer gab es nicht. Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in der 'Zivilisationswiege' Südmesopotamien. Darstellung der Probleme und Vorschläge für ihre Lösung in einem chronologischen Überblick*; Frankfurt am Main
- Hübner, Kurt (1985): *Die Wahrheit des Mythos*; München
- Illig, Heribert (1995a): "Rom bis Athen - was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende. Eine Skizze"; in *Zeitensprünge VII (3) 269-287*
- (1995b): "Aristoteles - fern seiner Logik"; in *Zeitensprünge VII (4) 450-460*
- Lawlor, Robert (1993): *Am Anfang war der Traum. Die Kulturgeschichte der Aborigines*; München
- Lidzbarski, Mark (1979): *Ginza. Der Schatz oder das große Buch der Mandäer*; Göttingen; Quellen der Religionsgeschichte Band 13 (1925)
- Maier, Johann/ Schubert, Kurt (1992): *Die Qumran-Essener. Texte der Schriftrollen und Lebensbild der Gemeinde*; München (1976)
- Mansfeld, Jaap (1983): *Die Vorsokratiker I. Milesier, Pythagoreer, Xenophanes, Heraklit, Parmenides*. Griechisch/Deutsch; Stuttgart
- Nola, Alfonso di (1993): *Der Teufel. Wesen, Wirkung, Geschichte*; München
- Quispel, Gilles (1972): *Gnosis als Weltreligion. Die Bedeutung der Gnosis in der Antike*; Zürich
- Rudolph, Kurt (1967): "Randerscheinungen des Judentums und das Problem der Entstehung des Gnostizismus"; in *Rudolph (Hg.) 1975*
- (Hg. 1975): *Gnosis und Gnostizismus*; Darmstadt (Wege der Forschung CCLXII)
- (1990): *Die Gnosis. Wesen und Geschichte einer spätantiken Religion*; Göttingen (1977)

- Seifert, Josef Leo (1954): *Sinndeutung des Mythos. Die Trinität in den Mythen der Urvölker*; Wien
- Sonnenschmidt, Reinhard (1994): *Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften*; Gräfelting
- Stanek, Milan (1982): *Geschichten der Kopffäger. Mythos und Kultur der Iatmul auf Papua-Neuguinea*; Köln
- Velikovskiy, Immanuel (1994): *Welten im Zusammenstoß*; Frankfurt/Main (1950)

Anmerkungen

A1 (s.S. 296): Eigentümlicherweise wird dieser letzte Gedanke dem Lehrgedicht des Parmenides (konventionell um -500) zugeschrieben:

"Auf der rechten Seite des Uterus die Knaben, auf der linken die Mädchen"
[Mansfeld 1983, 331].

A2 (s.S. 287): Direkt an diesen Satz schließt folgende, Erlösung verheißende Stelle an:

"Gleichzeitig aber ruft man mit *kambukembi* eine atmosphärische Erscheinung hervor: die Ruhe nach einem plötzlichen Gewitter. Zu einer Hand die zurückweichenden bleiernen Wolken, eine Erinnerung an die heftigen Entladungen und Ergüsse, zur anderen Hand die intensive Sonne; die Luft etwas kühler, wie eine unverhoffte Pause im tropischen Wüten, Fernsicht gut. So war das erste Licht, das die neue Landschaft beleuchtete, als der Urzustand wie ein Tontopf entzwei brach, der dunkle und enge Ort sich weitete, die Lebewesen, zuvor zusammengepfercht und gefaltet, sich in Bewegung setzten und in alle Richtungen auseinandergingen. Diese Landschaft, die wir zu bewohnen angehalten sind, erscheint wie ein Adlernest [ebd, 176].

Hierzu paßt die **Ursprungsmythe der Iatmul**, die einen hohen Grad an Geburtssymbolik aufweist:

"Im **ursprünglichen Zustand, vor dem Durchbruch**, existierte dieser Mann, mein **Vorfahre**, nur als etwas **Zusammengefaltetes, an einem dunklen Ort Zusammengezogenes**. So erzählt die Mythe: unsere Vorfahren befanden sich an einem **dunklen Ort, kein Licht** erhellte ihn. Wir heute genießen täglich das Sonnenlicht, zu der Zeit aber gab es noch kein Licht. Die Vorfahren existierten in der **Dunkelheit** und lange, lange änderte sich nichts daran. Wir heute sehen uns gegenseitig; sie konnten nicht hinschauen, um festzustellen, daß einer sich da oder dort befindet! Sie konnten nur tasten, einer streckt seine Hand aus und spürt jemanden! Nun weiß er, es ist

jemand da! Dann streckt er die Hand in eine andere Richtung, auch dort sitzt jemand! Laufen konnten sie nicht, nur soweit die **Dunkelheit** reichte es erlaubte. So war es zu dieser **ursprünglichen Zeit** und so blieb es lange, bis diese Vorfahren selbst etwas unternommen und durch die **Kraft ihres eigenen Gedankens** den **Durchbruch** herbeigeführt haben. Jetzt sind sie übermannsgröße, Ehrfurcht einflößende Gestalten geworden. Früher existierten sie zusammengezogen in der **Dunkelheit**, dann im Moment des **Durchbruchs** ergoß sich das **Licht** über alles, und sie zerstreuten sich in alle Richtungen. Die **Sonne** steigt auf ihrer Bahn, das Erdreich wurde beleuchtet, sie konnten vor sich schauen; sie begannen nun in alle Richtungen zu schreien. Das war der **Durchbruch**" [ebd, 76].

A3 (s.S. 289): Die hier nur kurz angedeutete Parallelisierung von Geburtssymbolik und Katastrophe haben die Qumran-Apokalyptiker vom Toten Meer poetisch vervollkommenet:

"[Und] ich war in Bedrängnis wie ein erstgebärendes Weib,/ wenn [ihre] Wehen sie überkommen/ und grimmiger Schmerz ihren Krampfwellen folgt,/ daß es das Kreißen hervorruft im 'Schmelzofen' der Schwängern./ Denn Söhne kommen zu den Todes(krampf)wellen/ und die den Knaben trägt, leidet Pein in ihren Wehen,/ denn durch Todes(krampf)wellen bringt sie das Knäblein fort/ und unter Höllenwehen bricht es hervor aus dem 'Schmelzofen' der Schwängern./

(Der) Wunder(bare) berät sich mit Seiner Macht/ und da entrinnt der Knabe den Krampfwellen./ In seiner Mutter beschleunigen sich alle Krampfwellen/ schmerzhaftige Wehen (sind) bei ihrer (!) Geburt/ und Beben erfaßt ihre Mütter,/ bei seiner (!) Geburt brechen alle Wehen los/ im 'Schmelzofen' der Schwängeren./ Auch die da schwanger mit Wahn, gerät in schmerzhaftige Pein/ und verderbliche (Krampf)wellen führen zu allerlei Zuckungen./

Es zerbrechen die Mauerfundamente/ wie ein Schiff auf der Wasserfläche/ und der Wolkenhimmel tobt mit dröhnendem Schall./ Die Bewohner des Festlands sind wie Meeresfahrer,/ erschreckt durch die Menge des Wassers./ Ihre Weisen sind alle gleich Schiffern auf (Meeres) tiefen,/ wenn verschlungen wird all ihre Weisheit durch das Brausen der Meere./ Wenn die Urfluten überkochen über die Wasserquellen/ [und] sie die Wogen zur Höhe [aufwerfen]/ und die Wasserwellen mit ihrem tosenden Schall./

Bei ihrem Branden öffnen sich/ Un[ter]welt [und Abgrund,/ all]e verderblichen Blitze (Pfeile) sind mit ihren Schritten,/ bis zur Urtiefe hin lassen sie ihren Schall vernehmen./ Es öffnen sich die Pforten der [Unterwelt/ für alle]

Werke des Wahns/ und es schließen sich die Tore des Verderbens/ hinter der Unheilsschwangeren/ und die ewigen Riegel/ hinter allen Geistern des Wahns./ [...] Ausgebreitet wird all das Jagdgarn des Frevels/ und das Netz der Bösewichte (?) am Wasser,/ wenn alle Todespfeile fliegen, unabwendbar/ und wenn sie einschlagen, hoffnungsraubend,/ wenn die Meßschnur fällt auf 'Gericht', das Los des Zornes auf die Verlorenen, auf die Finsterlinge des Grimmes Guß/ und die Zeit der Zornglut beginnt für alles, was Belial heißt./ Todesstricke umfängen ohne Entrinnen/ und über alle Böschungen treten Belials Ströme,/ ein verzehrendes Feuer in all ihren (Fluß-)Armen (?),/ zu vernichten jeden grünen und dünnen Baum an ihren Bächen./ Und es schweift mit zuckenden Flammen umher/ bis ans Ende all ihrer Läufe (?)./ Es frißt an den Gründen des Erdreichs/ und an der Wölbung des Festlands./ Die Fundamente der Berge verfallen dem Brand,/ des Kieselfels Wurzeln den Strömen von Pech./ Bis zur großen Urflut frißt es sich durch/ und zum Abgrund hin dringen Belials Ströme./ Die Tiefen der Urflut toben,/ mit Getöse wirbelt es Schlamm auf./ Die Erde schreit ob dem Unheil,/ das in der Welt sich vollzieht,/ all ihr Innerstes brüllt/ und es rasen all ihre Bewohner,/ geraten außer sich durch das gr[o]ße Verderben./ Denn Gott donnert in der Wucht seiner Kraft/ und es erdröhnt Seine heilige Wohnstatt durch die Wahrheit Seiner Majestät./ Die Heerschar des Himmels erhebt ihre Stimme/ und ewige Fundamente wanken und beben./ Der Krieg der Recken des Himmels rast über den Erdkreis,/ hört nicht auf bis zur Vernichtung, endgültig und für immer/ und nichts kommt dem gleich! [1QH III, 7-18 (199f);III, 26-36 (201-202)].

A4 (s.S. 290): Vgl. zur Empfängnisymbolik:

"Delphi hatte als Orakelort schon lange vor Apollon eine Geschichte. Was immer auch seine Etymologie sein mag, die Griechen jedenfalls brachten den Namen mit *delphys*, **Gebärmutter**, in Verbindung, Die **geheimnisvolle Höhle** wurde als Mund bezeichnet, als *stomion*, und dies ist auch die Bezeichnung für die Vagina" [Eliade 1992, 40].

A5 (s.S. 290): Zur Ergänzung der Schöpfungsleistung des Mannes sei zitiert, was der verborgene Adam (Adakas Mana) zu den Planeten und Welten sagt:

"Von mir aus verbreiteten sich die Stämme in der Tibil. Ich war es, der den Samen in den Uterus der Weiber säte. Von meinem Samen bildete sich der Fötus im Leibe der Mutter. Von mir bildeten sich die Augen, von den Augen bildete sich das Mark, vom Mark bildete sich der Kopf, vom

Kopfe entstand das Nasenbein. Von mir aus entstand der Mund, vom Munde aus entstand die Zunge, von der Zunge aus entstehen die, von mir aus entstehen die Herzen, und von den Herzen aus entstehen die Triebe. **Alle Formen, die das Kind im Mutterleibe erhält, kommen dem Kinde im Mutterleibe von mir, [vom Mysterium, das die Planeten, und vom Geist, den Ptahil hineinwarf; Einfügung von Lidzbarski]. Ich ward das Haupt für alle Mysterien, ich baute den Körper der Menschenkinder, und ich verbreitete den Stamm der Menschenkinder in der Welt. Stünde ich nicht an der Spitze der Mysterien, wäre ich nicht beim Kinde, so käme das Kind nicht aus dem Mutterleib heraus.** Denn es läge nicht in der Macht der Mysterien und des Geistes, so ich nicht das Kind baute, ihm den Weg zeigte und es aus dem Mutterleibe herausbrächte" [245, 10-26].

A6 (s.S. 290): Vgl. im Alten Testament: "**Wie eine Buchrolle rollt sich der Himmel zusammen**" [Jesaja 34,4] und im Neuen Testament:

"Und ich sah: Das Lamm öffnete das sechste Siegel. Da entstand ein gewaltiges Beben. Die Sonne wurde schwarz wie ein Trauergewand, und der ganze Mond wurde wie Blut. Die Sterne des Himmels fielen herab auf die Erde, wie wenn ein Feigenbaum seine Früchte abwirft, wenn ein heftiger Sturm ihn schüttelt. **Der Himmel verschwand wie eine Buchrolle, die man zusammenrollt**, und alle Berge und Inseln wurden von ihrer Stelle gerückt" [Offenbarung 6,12-14].

A7 (s.S. 291): Vgl. zum Venus-Mythos der Baruya (Papua-Neuguinea), der die Handlungsunfähigkeit der Frauen 'beweist', Sonnenschmidt 1994, 94-98.

A8 (s.S. 292): "Die Erforschung der mitochondrialen DNA hat unter vier von fünf Hauptrassen des **H o m o s a p i e n s** - der negriden, kaukasischen, australidischen und mongoloiden - Erstaunliches an den Tag gebracht [...]: Die australische Rassengruppe weist eine weit größere Zahl von Mutationen auf als jede andere Gruppe, was darauf hinweisen würde, daß sich die Australiden vor **rund vierhunderttausend Jahren** von den gemeinsamen Vorfahren abgespalten haben. Gemäß dieser Theorie liegt der Ursprung der mongoloiden Rasse rund hunderttausend Jahre zurück, derjenige der negriden und kaukasischen etwa **vierzigtausend Jahre**" [Lawlor 1993, 27].

"Diese Szene [initiatorische Beschneidung; R.S.] spielt sich in Australien seit **über 100 000 Jahren** ab und ist wahrscheinlich **das älteste Ritual rund um einen Altar**; es hat mit der christlichen heiligen Messe und mit anderen

religiösen Ritualen das Thema Tod und Auferstehung gemeinsam" [Lawlor 204].

A9 (s.S. 293): "Aber nach der letzten der fünf - von Claude F.A. Schaeffer ermittelten - Großkatastrophen der Bronzezeit (pseudoastronomisch ägyptologisch auf -1200 und archäologisch ins 7. Jahrhundert v.u.Z. datiert) geraten die Theokratien in Legitimationskrisen. Der panische Schrecken ist vorüber, die während der Bronzezeit katastrophisch erzeugte Wut bleibt aus, weshalb die Rituale für ihre Abfuhr hilflos werden können. Die Opferrituale, die nur als Kompromiß zwischen realer Panik und Sublimierung ihr historisches Recht hatten, werden nun reaktionär, soweit sie zu politischen Disziplinierungstechniken verkommen, und regressiv, soweit sie für eine schnelle psychische Entlastung gewählt werden, um dem mühseligen Weg von Sublimierung und Einigung auszuweichen. (Die radikalste Abwendung vom Opfer vollzieht sich im Judentum des babylonischen Exils und bei den griechischen Philosophen. Beide Richtungen erleben einen folgenreichen Rückschlag im Staatschristentum des spätrömischen Reiches, das den eucharistischen Gotesmord an Jesus = Morgenstern - Offenbarung des Johannes 22:16 - wieder zum disziplinierenden und zugleich psychische Entlastung anbietenden Zentralritual erhebt.)" [vgl. Heinsohn 1988a, 103f]

A10 (s.S. 293): Vgl. Stanek 1982, 170, wo das Schwein als Sinnbild des Kopfgägers beschrieben wird, wobei die Eckzähne des Ebers charakteristischer Teil des rituellen Schmucks ist! Zur kulturübergreifenden Bedeutung des Schweines "erklärt Peekel ausdrücklich, daß auf **Neuirland** das Schwein den Mond vorstelle. Zunächst erscheint am Westhimmel ein kleines Mondsweinchchen und wächst schließlich zu einem feisten Schwein heran. Auch auf den **Nordandamanen** wird erzählt, daß der Mond als Schwein auf der Erde auf die Jagd geht, einen Mann tötet, ihm den Kopf abschneidet und ihn aufißt [...]. Das Schwein ist bekanntlich das erste Haustier im Mutterrecht und als solches nicht nur ungemein geschätzt, sondern geradezu als heilig angesehen. Umgekehrt gilt es im Vaterrecht als unrein, und zwar ist dieser Gegensatz so scharf wie bei keinem anderen Tier, auch nicht bei der Kuh, die in Indien, und bei dem Rind überhaupt, das in Afrika eine ähnlich bevorzugte, wenn nicht heilige Rolle spielt. Schon daraus geht hervor, daß es sich beim Schwein um eine uralte (!) damit verbundene religiöse Idee handeln müsse. Dies beweist auch der **besondere Opfercharakter des Schweines**. Bei den Kenyah und Kayan auf **Borneo** wird nie ein Schwein ohne Zeremonien

geschlachtet. Sein Blut wird beim Opfer über die Betenden gesprengt, worauf ein zeremonielles Festmahl folgt [...]. Bevor es geschlachtet wird, versichert man ihm, daß es nicht gegessen wird [...]. Ebenso wie bei den Murut dient es auch diesen Stämmen als Bote zum Höchsten Gott. Auf Nias wird den Ahnen ein Schwein geopfert, das vor sieben (!) Jahren bei einem solchen Fest zum letztenmal gefüttert wurde und seither frei umherlief. Niemand darf es verscheuchen. Das Fleisch wird auf alle Nachkommen dieses Ahnen verteilt, und jeder ist glücklich, wenn er auch nur ein bohnengroßes Stück davon erhält. Es ruht der Segen des Böro n'adu (der Stelle, an der die Stammeltern des Menschengeschlechtes aus der Erde heraufgestiegen sein sollen) darauf [...]. In **Babylon** wurde den Priesterinnen bei den Festen Schweinebraten geliefert, während sonst das Schwein als unrein galt [...]. Unrein war es für die **Semiten**, dagegen offenbar für die mutterrechtlichen Unterschichten (Sumerer?) ein heiliges Tier. Auch den **Hindus** ist das Schwein unrein, aber bei den nichtarischen Völkern spielt es eine bedeutende Rolle. Übrigens wird **Vishnu noch als wilder Eber** [Iatmul!] dargestellt, wodurch sich sein ursprünglich lunarer Charakter wieder bestätigt. Bei den Gond wird es der Göttin Bura Deo geopfert [...]. Im Ramayana bringt Brahma als Eber die Erde herauf. In **Tibet** gibt es eine schweineköpfige Göttin. Bekannt ist die Bedeutung des Schweines im **Demeterkult** und besonders für die **Mysterien von Eleusis**. Demeter selbst wird manchmal mit einem Schwein auf den Armen dargestellt oder sogar mit ihm identifiziert [...]. Man erinnere sich, daß Demeter in einer orphischen Hymne als Jungfrau gepriesen wird! In **Ägypten** galt das Schwein, ebenso wie bei den Juden, als unrein, aber nach Herodot [...] und Plutarch [...] wurde es an einem bestimmten **Vollmondtag** geopfert und gegessen [...]. Nach *Frazer* [...] wurde es Adonis dargebracht, der in einer Hymne als Mond gefeiert wird. Auch Seth wird mit dem Schwein verbunden. Bei den **Germanen** finden wir Freya auf dem goldborstigen Eber reitend, ferner den Sühneeber Freys. Heimdall wird mit Schweineblut gefüttert. Bei den **Kelten** wird das Schwein des Gottes Manannan getötet, von ihm aber wieder zum Leben erweckt, und durch den Genuß seines Fleisches erhalten sich die Götter unsterblich [...]. Auch die Unterweltsgeister Sides auf Irland trinken Blut und essen von dem Schwein, das immer wieder lebendig wird, wodurch sie unsterblich werden [...]" [Seifert 1954, 200f].

Dr. Reinhard Sonnenschmidt 47053 Duisburg Eigenstr. 67

Roms 'frühmittelalterliche' Kirchen und Mosaik

Umdatierungen in Italien und ihre Begründung

Heribert Illig

Nachdem alle Wege nach Rom führen, kann es nicht ausbleiben, auch die Architekturgeschichte der ewigen Stadt zu prüfen. Sie ist gewichtig und durfte deshalb nicht voreilig umgestoßen oder umdatiert werden. Wer dem Lateran und damit dem mittelalterlichen Vorgänger des Vatikans seine Reverenz erweist, steht nicht nur im Schatten des größten aufrechten Obeliskens, sondern auch im Blickfeld Karls des Großen. Als zeitgenössisches Mosaik beobachten er, Christus und Papst die Lateranskirche. Wie dieses römische Kunstwerk fallen etliche andere in die Phantomzeit. Deshalb muß die römische und die italienische Kunstgeschichte des Mittelalters auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft werden.

1. Frühmittelalterliche Baukunst in Italien - fünf Beispiele

Andernorts habe ich auseinandergesetzt, wie die Romanik aus kleinsten Anfängen heraus zu überwältigenden Raumlösungen findet, mit Hilfe von mächtigen Mauern, schweren Gewölben und trutzigen Türmen. Diese Entwicklung beginnt gegen 970 in Nordspanien, Südfrankreich und dann auch in Deutschland [Illig 1994, 30-33, 198-204]; auch das westgotisch-asturische Intermezzo beginnt nicht früher [Illig 1995, 46ff]. Das christliche Italien, dessen Städte angeblich alle dunklen Zeiten unbeschadet überstanden haben, beteiligt sich an diesem Aufschwung, wenn auch nicht in vorderster Front. Kleine Kirchenbauten entstehen - wie etwa das Baptisterium von Galliano - Ende des 10. Jhs. und damit kaum später als die katalanischen oder südfranzösischen [B = Brucher 1987, 24]. Die Reihe der großen Bauten setzt vielleicht mit dem Dom zu Torcello 1008 ein [B, 19]. Aber erst gegen 1065 werden zwei Hauptwerke in Angriff genommen: der Dom zu Pisa und San Marco in Venedig. Doch bei deren Grundsteinlegung sind Speyer I und Cluny II bereits vollendet.

Die Nennung dieser Initialbauten bringt unerwartete Schwierigkeit: Der Beginn der Romanik will sich südlich der Alpen nicht abgrenzen lassen,

"machen sich doch bis weit in das 11. Jahrhundert im Bauschaffen Italiens stilistische Strömungen bemerkbar, die sich auf das 10. Jahrhundert

und auf **noch ferner zurückliegende Epochen** beziehen lassen. Eine an traditionsbedingten Phänomenen orientierte Kontinuität ist somit zu konstatieren, die, im Vergleich zu anderen europäischen Gebieten, erst **mit beträchtlicher Verspätung** und dann nur unter einschränkenden Gesichtspunkten die Verwendung des Stilbegriffs Romanik erlaubt" [Brucher 7; Hvhg. hier und bei den nachfolgenden Zitaten von HI].

"Allzusehr und allzulange stand man im Zeichen entwicklungsgeschichtlichen Denkens, welches lediglich das zu würdigen wußte, was sich in 'Fortschritt' verheißender, scheinbar logischer Sequenz zu stilistischer Einheit bzw. 'Reinheit' zusammenfügen ließ. Das jedoch ist für die italienische Architektur der 'romanischen' Epoche in der Tat nur in Ausnahmefällen konstatierbar" [B, 8].

Günter Brucher empfiehlt in seinem grundlegenden Werk [B 1987], dem wir hier streckenweise folgen, einleitend sogar,

"von der in Überblicksdarstellungen nach wie vor gebräuchlichen Etikettierung 'Romanik in Italien' Abstand zu nehmen, um mit der - zugegeben indifferenten - Zeitumschreibung 'Baukunst des 11. und 12. Jahrhunderts in Italien' sicheren Boden zu gewinnen" [B, 8].

Doch bereits mit seinem ersten Einzelbeispiel, Torcello, gerät dieser Boden erneut ins Wanken. Denn die Wurzeln der 'romanischen' Bauten werden von den Historikern dermaßen langgestreckt, daß sie ihre Funktion eingebüßt haben müßten:

"**Schon im 5. und 6. Jahrhundert** wurden hier die für einen beträchtlichen Teil Oberitaliens bis zum Beginn des 11. Jahrhunderts stilprägenden Kirchenbauten errichtet" [B19].

a) So wurde der **Dom von Torcello** anno 639 gegründet, 864 umgebaut und ab 1008 zur heutigen Gestalt gebracht. Der klare Umriß des Langhauses, die enggestellten Arkaden auf Säulen, die einfach in die Wand geschnittenen Obergadenfenster, der offene Dachstuhl und das fehlende Querschiff - das

"alles entspricht prinzipiell noch immer der ravennatischen Tradition, wie es etwa das Beispiel von S. Giovanni Evangelista in Ravenna (ab 424) beweist. In der Tat nimmt von diesem Bau eine Entwicklungslinie ihren Ausgang, die über Grado (S. Maria delle Grazie, 5./6. Jahrhundert) und Pomposa (Abteikirche, um 800) nach Torcello führt" [B 20].

Auch der zu Beginn des 11. Jhs. gefundene spezielle Zusammenschluß dreier Absiden in Torcello

"besitzt nur teilweise innovativen Charakter [...], da vergleichbare Lösungen bereits an S. Maria in Cosmedin in Rom (772/795) und an S. Vincenzo a Prato in Mailand (nach 833) in Erscheinung treten" [B 21].

Torcello wäre also in einem Abstand von 160 Jahren zum letzten vergleichbaren Kirchenbau errichtet worden und hätte Entwicklungsschritte übernommen, die 220 und sogar 570 Jahre zurücklagen. Ein reaktionärer Bau aus uralten Versatzstücken? Ist also die italienische 'Romanik' tatsächlich nur die Ausformung antiquierter Baugedanken?

b) Diese Springprozession durch die Jahrhunderte ist kein Einzelfall. Nur wenige Seiten weiter geht es bei Brucher um die **Stiftskirche von Agliate**. Mehrere Sachverständige lassen sie im **9. Jh.** entstehen, indem sie sich wiederum auf Pomposa (um 800) und S. Vincenzo a Prato (nach 833) beziehen. Doch beim Anknüpfen an längst Vergangenen stellt sich heraus, daß die Apsidenanlage von S. Vincenzo auch im 11. Jh. gesehen wird und daß die Unterschiede zwischen Agliate und Pomposa so groß seien, daß "als Baubeginn der Kirche [von Agliate] frühestens das **Ende des 10. Jahrhunderts** in Frage kommt" [B 27], womit sie doch die Phantomzeit verläßt.

c) Wieder nur wenige Seiten weiter kommt **S. Pietro al Monte** oberhalb von **Civate** zur Sprache,

"ein Bau von äußerst eigenwilligem Charakter, der der Forschung - sowohl im Hinblick auf die stilistische Genese als auch die Datierungsfrage - schwer lösbare Rätsel aufgegeben hat" [B 33].

Das früheste einschlägige Dokument stammt von **ca. 850**, doch die ältere Forschung ging für die Grundsteinlegung bis **772** zurück. Denn dann ergäbe sich eine Gründung durch den Langobardenkönig Desiderius und zeitliche Nachbarschaft zum Tempietto Langobardo in Cividale (750-775).

"Nur haben bereits de Dartein und später Thümmler erkannt, daß verschiedene stilistische Elemente dieser Annahme klar widersprechen und somit als Baubeginn der heutigen Kirche [von Civate] ein Zeitpunkt vor der **Mitte des 11. Jahrhunderts** auszuschließen ist" [B 33].

Mir ging an dieser Stelle durch den Kopf, daß sich "die schwer lösbaren Rätsel" in Nichts auflösten, als ich 1993 direkt von Civate nach Cividale fuhr, die Ähnlichkeiten bemerkte und daraufhin im Wissen um die Phan-

tomzeitthese schließen konnte, daß der außergewöhnlichste Bau der Langobarden die überflüssigen Jahrhunderte verlassen kann und auch die übrigen Langobardenbauten des 7., 8. und 9. Jhs. sinnstiftend als vor- oder frühromanische Arbeiten des 10. und 11. Jhs. zu verstehen sind [Illig 1993, 49]. Die Lösung ergibt sich durch Verjüngung, nicht durch fast zwanghaftes Ältermachen. Eine Kunstgeschichte, die eisern die Augen vor ihrer wurmstichigen Chronologie verschließt, wird immer wieder daran scheitern, sinnvolle Brücken über bis zu sechs Jahrhunderte hinweg zu schlagen.

d) Auf unserem Weg nach Rom machen wir noch zweimal Station. Östlich des Apennins, in den Marken bei Macerata, liegt die Kirche **S. Claudio al Chienti**. Dieses noble Bauwerk ist von den Kunsthistorikern zum munter hüpfenden Prellball degradiert worden. Während Brucher sie **"um 1100"** ansiedelt [B 1987, 116], kursierten 1925 auch ganz andere Datierungen:

"In gleicher Weise haben sich die Erbauer von S. Claudio am Chienti an die ravennatischen Denkmäler [des 6. Jhs.] gehalten. S. Claudio wurde nicht, wie man meint, im **6. Jahrhundert erbaut**, sondern **um 1000**, wie das die Rundtürme, die auch an der Außenseite halbkreisförmigen Apsiden und ihr Schmuck mit Lisenen und Bogenfriesen zeigen. / Obschon sich diese vielen, wichtigen Motive im 11. Jahrhundert entwickelten, so haben sie doch ihren Ursprung in der zweiten Hälfte des 8. und im 9. Jahrhundert" [Ricci XVI].

In jüngster Zeit gibt es für S. Claudio eine neuerliche Kehrtwendung. Als stilistischer wie chronologischer Bezugspunkt dient Giovanni Carnevale jener Omajjadenpalast Khirbet al-Mafjar (Hirbat al-Mafgar) nahe Jericho, der - mitsamt seinen zahlreichen Tier- und Menschendarstellungen - vor 750 datiert wird und dessen Frigidarium nicht zum ersten Mal mit S. Claudio in Verbindung gebracht wird. Aber dieser Autor stuft nunmehr S. Claudio als syrisch-karolingischen Bau **zwischen 750 und 800** ein, worauf er die Kirche als Aquisgrani, sprich als Ersatz für die Aachener Pfalzkapelle dechiffrieren möchte [Carnevale 1993]. Mein Karlsbuch lieferte dann willkommene Nachweise dafür, daß die Aachener Pfalzkapelle damals ohnehin noch nicht existiert hatte [Carnevale 1996], weshalb Otto I. im Chienti-Tal 936 zum Kaiser gesalbt worden sei und Otto III. 1002 hier ein nachweisbares, wenn auch namenloses Grab gefunden hätte.

So schön es wäre, den genauen Ort für jene sechs oder sieben Königskrönungen zu kennen, die von 936 bis 1100 in Aachen *nicht* stattgefunden haben können - aber es ist keine Lösung, das Spiel des Veraltens noch einmal zu beginnen. S. Claudio bleibt samt den umliegenden, ebenfalls von Carnevale veralteten Kirchen im 11. Jh., während die Neuauflage des Karlsbuches [1996, 304] eine in jeder Hinsicht naheliegendere Identifizierung der Krönungskirche bringt.

Wohl aber ist die Datierung von Hirbat al-Mafgar überprüfenswert. Wenn ein Bauwerk "römische, byzantinische und sassanidische Elemente [...] zu einer harmonischen Mischung verbinden, nicht aber zu einem neuen Stil verschmelzen" kann, wenn es Architekturformen und Bautechniken westlichen Ursprungs mit einer Ornamentik verbindet, die in "Material, Technik (mit Ausnahme der Mosaiken) und Ikonographie vorwiegend sassanidisch oder östlich" ist [Hoag 19], dann muß gefragt werden, ob es wirklich von einem bilderfeindlichen islamischen Kalifen (Hisam, 724-743) aus dem 8. Jh. stammen kann. Viel näher liegt die Antwort, die Manfred Zeller [1993, 83] bereits gegeben hat: Das omajjadische Kalifat von Damaskus regierte nicht von 661 bis 750, sondern während des Zeitraums 583 - 614=911 - 968. Damit hätte Kalif Himar von 942 bis 961 geherrscht, was die nicht allein von Carnevale hervorgehobene Verwandtschaft zwischen Hirbat al-Mafgar und S. Claudio al Chienti auch bei dessen unveränderter Datierung ins 11. Jh. plausibler machen würde. Die Islam-Forschung muß sich dabei endlich ins Bewußtsein heben, daß der Islam und sein Bilderverbot weder im Palästina noch im Iran des frühen 10. Jhs. bereits etabliert waren, daß demnach auch die lebensfrohen Abbildungen von Hirbat al-Mafgar in eben diesem frühen 10. Jh. berechtigterweise Platz finden.

e) Im nördlichen Latium liegt das Städtchen **Tuscania**, früher Toscanella genannt. Außerhalb des Ortes thront der **Dom S. Pietro**, wohl über einer Kirche aus frühchristlicher Zeit.

"Eine Urkunde von 739, in der lediglich von einem Güterverkauf die Rede ist, wurde von der italienischen Forschung seit Rivoira [1907] bis in die jüngste Vergangenheit zum Anlaß genommen, die heutige Kirche S. Pietro, abzüglich der beiden westlichen Joche, in das **8. Jahrhundert** zu datieren. Zur Stützung dieser These ging man in unzulässiger Weise von Detailspekten [...] aus, eine von der **Faszination der Altersaura** bestimmte Auffassung, der sich Moretti und andere Fach-

leute heute nicht mehr so bedingungslos anschließen. Schon Thümmler hat [1939] dieser Frühdatierung mit gesamtarchitektonischen Argumenten überzeugend widersprochen" [B 249f].

Obwohl erneut die Verwandtschaft zur Abtei Pomposa (um 800, nahe der Po-Mündung) ins Auge stäche, wird der kritische Architekturhistoriker Brucher durch zahlreiche Beobachtungen bis hin zum Hausteinmauerwerk gezwungen, den Bau **nach 1050** anzusiedeln. Der Schluß aber, daß der Vergleichsmaßstab 'Basilika Pomposa' falsch geeicht ist, kommt heutigen Gelehrten nicht mehr in den Sinn, obwohl sie sogar den Campanile von Pomposa auf 1063 datieren [B 251], obwohl Corrado Ricci [1925, 69f] als anerkannter Fachmann die Basilika im 11. Jh. sah und obwohl sie fast pathologische Umstände bemühen müssen, daß nämlich

"immer wieder bedeutende Bauten **im Rückfall** die alte Säulenbasilika wiederaufleben lassen (S. Piero a Grado bei Pisa, Torcello, **Pomposa**)" [Kubach 40].

2. Die frühmittelalterlichen Kirchen Roms

Damit erreichen wir einen Nabel der Welt. Spätestens seit 1054, seit dem von Rom provozierten "großen abendländischen Schisma" gab es im Zentrum der westlichen Christenheit auch weltliche Gründe für repräsentative Kirchenneubauten. Auch der Investiturstreit hätte Bauten entstehen lassen können, die den weltlichen Rivalen imponierten. Statt dessen klappt eine auffällige Lücke:

"Die romanische Epoche schuf hier so gut wie nichts, entwickelte nicht einen einzigen schöpferischen Gedanken" [Brinckmann nach B 248], weshalb auch der Kirchenstaat und sogar ganz Latium als die "am wenigsten fortschrittliche Landschaft" bezeichnet werden mußten [Thümmler nach B 247]. Auch der Fachmann von heute muß hier zustimmen, weil

"in Rom innovativ baukünstlerischen Bestrebungen, wie sie sich im 11. Jahrhundert in fast allen Teilen Italiens ankündigten, eine äußerst restriktive Bautätigkeit entgegenstand. Die stilistische Stagnation ist demnach nicht nur mit einer konservativen Grundeinstellung zu erklären, sie wurde wahrscheinlich sogar überwiegend durch äußere Faktoren, wie den seit etwa 822 einsetzenden und in der weitgehenden Zerstörung Roms durch die Normannen im Jahre 1084 kulminierenden

Verfall des Papsttums verursacht. Der für die kaiserliche Hegemonie negative Ausgang des Investiturstreits bewirkte schließlich eine allmähliche Konsolidierung der kirchlichen Macht und damit auch das Einsetzen eines verstärkten Kunstschaffens in Rom. Obgleich im 12. Jahrhundert nach wie vor die Errichtung **stilistisch neuartiger** Kirchenanlagen unterblieb, wurden doch zahlreichen, bereits bestehenden Sakralbauten Glockentürme, Vorhallen und Kreuzgänge (z.B. S. Paolo fuori le mura in Rom; ab 1193) hinzugefügt. Gewiß nur ein Detailaspekt baukünstlerischer Tätigkeit, der jedoch beweist, wie dringend das negative Urteil Brinckmanns über die römische Baukunst dieser Zeit einer Teilrevision bedarf" [B 248f].

Brucher möchte also wegen einiger Applikationen eine Teilrevision dahingehend erzielen, daß Rom im 11. und 12. Jh. so rückständig denn auch wieder nicht gewesen sei. **Gleichwohl kann er keinen einzigen fortschrittlichen Kirchenneubau in Rom zwischen 850 und dem Ausklang des 12. Jhs. nennen!** Wir orientieren uns deshalb an Matt/Barelli, um folgende Liste zusammenzustellen, die auf Portale und Türme verzichtet, sondern nur Neu- oder weitgehende Umbauten festhält (ein beige gestelltes "M" signalisiert ein zeitgenössisches oder späteres Mosaik:

- 10. Jh. S. Francesca Romana (= S. Maria Nova): Tempelumbau
- 1108 S. Clemente: Neubau - M.
- 1111 SS. Quattro Coronati: Neubau
- 1132 S. Maria in Trastevere: Neubau - M.
- 12. Jh. S. Maria in Cosmedin: (geringfügige?) Erweiterung
- 12. Jh. S. Giorgio in Velabro: Umbau
- 12. Jh. SS. Giovanni e Paolo: Apsis.

Sieben Kirchen innerhalb von 350 Jahren sind in einer Stadt, die heute an die 1.400 Kirchen zählt, nicht gerade viel. Ohne zu verhellen, daß Rom auch im 13. und 14. Jh. (Avignon!) nur wenige Kirchenbauten hinzugewinnt, ist es aufschlußreich, damit jene kirchlichen Bauten zu vergleichen, die in den von uns als fiktiv erachteten drei Jahrhunderten zwischen 614 und 911 gebaut worden sein sollen. Schließlich wären nach 750 mit der Rückenstärkung durch die Karolinger und mit der angeblichen Schenkung des Kirchenstaats goldene Zeiten für Rom zu erwarten:

"Die vollendete Tatsache der Stiftung eines Kirchenstaats erweckte den Hunger aller andern Kirchen nach Besitz, und im Laufe der Zeit wollte jede Abtei und jedes Bistum ein unabhängiger Priesterstaat sein. Das Beispiel Roms ward eifrig nachgeahmt; viele **Schenkungsurkunden wuchsen über Nacht auf**" [Gregorovius 1987a, 376].

Offenbar wuchsen Urkunden leichter auf als Bauten, denn Italiens Regionen haben sich erst kurz vor der Jahrtausendwende, also fast 250 Jahre später zu neuerlichem Kirchenbau entschlossen. Nur im "beispielhaften" Rom präsentiert sich eine andere Situation. Hier wuchsen tatsächlich auch Kirchen auf:

- n.625 S. Agnese fuori l.m. - Umbau - Honorius I. (625-638) - M.
- 8. Jh. S. Maria in Cosmedin - Bau des 6. Jhs. erweitert
- v.816 Lateran-Triclinium - Apsis erhalten - Leo III. (795-816) - M.
- v.824 S. Maria in Domnica - Paschalis I. (817-824) - M.
- v.824 S. Prassede mit Zenon-Kapelle - Paschalis I. - M.
- v.824 S. Cecilia in Trastevere - Paschalis I. - M.
- v.844 S. Marco - Gregor IV. (827-844) - M.
- n.850 SS. Quattro Coronati
- 9. Jh. San Giorgio in Velabro - Neubau

Neun Bauten in knapp 300 Jahren zeugen von keinem ausgesprochenem Bauboom, sind aber für Phantomzeiten dennoch neun zuviel. Eine Überprüfung tut demnach not. Diese neun zeichnet teils massiver 'Historismus', teils kühne Fortschrittlichkeit aus. So ist *S. Giorgio in Velabro* noch ganz im frühchristlichen Schema gebaut worden [B 249], während *S. Prassede*

"zu Recht als perfektes Beispiel der **Wiederbelebung** frühchristlichen Gedankenguts bezeichnet worden [ist]. Sie zeigt deutlich ihre architektonische Abhängigkeit von Alt-St. Peter [4. Jh.] in verkleinertem Maßstab" [Wisskirchen 14].

Dagegen gab *S. Maria in Cosmedin* eine Apsislösung vor, die erst im 11. Jh., im Dom von Torcello Nachfolge fand [B 21]. Und *SS. Quattro Coronati* brachte als Novität eine Zäsur im Mittelschiff, indem jede der beiden Säulenreihen durch einen mächtigen Pfeiler unterbrochen wurde. Diese Gliederungsmöglichkeit wurde erst rund 200 Jahre später erneut realisiert, in *S. Piero a Grado* (bei Pisa) und im Dom zu Gerace (Kalabrien) [B 338f].

Somit stiftet die These der Phantomzeit auch für die römischen Bauwerke gewissen Sinn. Eine Umdatierung dieser wenigen Bauten ins 11. Jh.

bringt die baulichen Verwandtschaften bei Apsislösung und Mittelschiff-rhythmisierung in die rechten Zeitrelationen und trägt zugleich der Rückbe-sinnung auf die frühen christlichen Bauten stärker Rechnung als die bisheri-ge Chronologie. Weiterhin ohne Bauten blieben 10. und frühes 11. Jh., was auch angesichts der politischen Situation - der Stuhl Petri meist im Griff römischer Familien, kaum Interesse für spezifisch Christliches - nicht anders sein kann. Damit wenden wir uns den frühmittelalterlichen Mosaiken zu, die zu Rom in erstaunlicher Fülle erhalten sind.

3. Die christlichen Mosaiken Roms

In Rom ist christliche Mosaikkunst über mehr als jene 1.000 Jahre präsent, die uns hier interessieren dürfen. Hier entstehen bereits im 4. Jh. die ersten kirchlichen Mosaik- e, die sich noch durch kleinteilige Darstellung auszeich- nen - typisches Beispiel sind etwa die Bildformate im Langhaus von S. Maria Maggiore. Doch gerade im frühen 6. Jh. wird in SS. Cosma e Damiano eine Apsis gestaltet, die mit der Wucht ihrer gewaltigen Figuren selbst den heutigen Besucher beeindruckt. Diese römische Kunst unter- scheidet sich beträchtlich von der zeitgleichen ravennatischen.

Diese Volumina werden von nachfolgenden Mosaiken, die der dunklen Zeit zugeschrieben worden sind, in keiner Weise erreicht. Hier stehen Figuren in den Apsiskalotten, die mit einfachen Umrisslinien gezeichnet sind und kaum Tiefe entwickeln, aber auch nicht so entrückt wirken wie die byzantinischen Figuren des Hochmittelalters.

Doch dann endigt diese Entwicklung Mitte des 9. Jhs. Erst im 12. Jh., ab 1128 - zunächst San Clemente, dann S. Maria in Trastevere - finden wir erstmals wieder Mosaik- e. Bei ihnen dominieren wieder Gestalten, die nicht mehr nur als flache Stoffbahn dargestellt sind.

Die nebenstehende Auflistung - im Wissen darum erstellt, daß uns weder sämtliche Mosaik- e erhalten noch auch nur genannt worden sind - zeigt uns cum grano salis bis hin zu Giotto fünf Schaffensperioden:

360-565 / 625-640 / 700-710 / 800-844 / 1125-1300 und weiter.

Die Arbeiten ruhen von 565-625, 640-700, 710-800 und 844-1125, wobei gerade die letzte Lücke das Ende eines Kunsthandwerks bedeuten mußte.

Die erhaltenen kirchlichen Mosaike Roms bis Giotto

- 360 Mausoleum der S. Costanza - Umgangswölbung mit 2 Apsiden
- 390 Santa Pudenziana - Apsis
- 420 Santa Sabina - Mosaikinschrift
- v440 Santa Maria Maggiore - Hauptschiffwände, Triumphbogen
- v450 San Paolo fuori le mura - Triumphbogen
- c450 San Pietro - nur Fragmente erhalten
- 5.Jh. Lateransbaptisterium, Kapelle des Ev. Johannes
- 530 SS. Cosma e Damiano - Apsis
- v565 San Teodoro
- v590 San Lorenzo fuori le mura (Pelagius II.)

-
- v638 Sant'Agnese fuori le mura - Apsis - Honorius I. (625-38)
 - v638 S. Stefano Rotondo - 1 Apside - Honorius I.
 - c640 Lateran, Oratorium San Venanzio - Apsis, Apsisbogen
 - c695 SS. Cosma e Damiano - Apsisstirnwand (nicht Apsis!)
 - 707 Kapelle von S. Pietro - Oratorium Johannes' VII., Fragment in S. Maria in Cosmedin
 - c800 SS. Nereo ed Achilleo - Apsisstirnwand
 - 800 Lateran-Triclinium - heute Freiluftmosaik m. K.d.Gr. - Leo III. - Rekonstruktion unter Benedikt XIV. (1743)
 - v824 S. Maria in Domnica - Apsis - Paschalis I. (817-24)
 - v824 S. Prassede - Apsis und Triumphbogen - Paschalis I.
 - v824 S. Prassede - Zenon-Kapelle - vollständig musiviert - Paschalis I.
 - v824 S. Cecilia in Trastevere - Apsismosaik - Paschalis I.
 - v844 S. Marco - Apsismosaik - Gregor IV. (827-44)

-
- 1128 S. Clemente; Apsis, Apsisstirnwand (Datierung Zanecki 143).
 - 1140 S. Maria in Trastevere - Anfänge von Apsis und Triumphbogen
 - 12.Jh. S. Maria Nova (S. Francesca Romana) - Apsis
 - 1225 Sancta Sanctorum - Gewölbe - (Christusporträt auch ins 9. Jh. dat.)
 - 1227 S. Paolo fuori le mura - Apsis (venezianisch)
 - 1291 S. Maria in Trastevere - Triumphbogen, Apsis (P. Cavallini)
 - 1291 S. Giovanni in Laterano - Apsis (J. Torriti)
 - 1295 S. Maria Maggiore - Apsis, Außenfassade (J. Torriti)
 - 1300 S. Maria in Aracoeli
 - 1300 S. Pietro - 'Navicella' (Giotto)



Rom: Santa Prassede, Apsis und -stirnwand (817-824); das Monogramm von Paschalis steht in einer Linie zwischen apokalyptischem Lamm, Hand Gottes und Christi Kopf [Wisskirchen 16]

Über 940 Jahre hinweg summieren sich lediglich ≈ 450 Jahre mit Mosaikarbeiten. Die bislang von mir mit 297 Jahren angesetzte Phantomzeit enthält nur für rund 70 Jahre Mosaikarbeiten. Roms Mosaikgeschichte enthält demnach mit rund 490 Jahren mehr Lücken als schaffensfrohe Zeiten. Gleichwohl wird heutzutage versucht, stete Kunstausübung zu unterstellen:

"Nach der Glanzzeit und der Verbreitung der Mosaiken in Ravenna und Rom während des 5. und 6. Jh. kann sich das Wandmosaik in der westlichen Welt **wahrscheinlich nur in Rom selbst kontinuierlich entwickeln**. Wenn auch nicht in großer Zahl, so existieren in Rom doch Mosaiken des Hochmittelalters ['übliche' Falschübersetzung von 'altomedieval', das in Wahrheit das 'Frühmittelalter' bezeichnet; HI]" [Bertelli 165].

Schon im letzten Jahrhundert bemühte sich die Forschung, diese Lücken zu verdecken. Das zeigt uns Ferdinand Gregorovius, als er sich mit Abt Desiderius, dem späteren Papst Viktor III. beschäftigt. Dieser hat Kloster Montecassino von 1058 bis 1087 zu einem Höhepunkt benediktinischer Mönchskultur geführt:

"Die Chronik von Monte Cassino sagt ausdrücklich, daß er [Abt Desiderius] Mosaizisten aus Byzanz berief und sodann in seinem Kloster eine Mosaikschule errichtete, damit diese Kunst in Italien nicht untergehe, wo sie **seit 500 Jahren nicht geübt** worden sei. Allein die Fortdauer der musivischen Technik in Italien widerlegt die Übertreibung des Chronisten [...] weder die Wandmalerei noch die Mosaik [kunst] hatte in Rom aufgehört, geübt zu werden" [Gregorovius 1978b, 290].

Wenn wir den bekannten Bestand mustern, müssen wir gegen Gregorovius und Bertelli davon ausgehen, daß keinerlei Kontinuität unterstellt werden kann. Wir stoßen - von der Antike herkommend - zunächst auf drei Lücken, die jeweils zwei bis drei Handwerkergenerationen umfassen und damit für einen Kunstzweig bereits existenzbedrohend sind. Die vierte und letzte Lücke umfaßt sogar 280 Jahre und rechtfertigt den von Gregorovius gescholtenen Chronisten aufs beste: Eine solche Kluft stoppt jede handwerkliche Tradierung und verlangt einen - von außen induzierten - Neuanfang. Dieser Neuanfang ist in Italien gut nachweisbar. Wie der Chronist wußte, wurden im 11. Jh. byzantinische Künstler in immer neuen Regionen gesucht und beschäftigt; ihre uns bekannten Werke bestätigen den byzantinischen Einfluß und somit das Chronikwissen:

- 1065 Montecassino (selbständig)
- 1080 Venedig und Inseln (selbständig)
- 1112 Ravenna (selbständig bis 1118)
- 1112 Norditalienische Städte, hier Lucca
- 1128 Rom ('Kirchenstaat')
- 1143 Sizilien (Normannenreich).

Montecassino steht demnach, wie der Chronist korrekt mitgeteilt hat, am Beginn einer Neubelebung, die das nur 200 km entfernte Rom überraschend spät erreicht hat. Denn im Jahre 1071 hat Papst Alexander II. den Neubau von Montecassino eingeweiht. Er kannte und schätzte die Bemühungen, mit Hilfe von byzantinischen Handwerkern der "Abtei nullius" des Benediktinerordens neuen Glanz zu verleihen. Warum brachte er diesen Glanz nicht nach Rom? Und warum tat es nicht Viktor III.? Steht doch hinter diesem Papstnamen niemand anderes als jener Abt Desiderius von Montecassino, der 1086 auf den Heiligen Stuhl wechselte.

Somit vermissen wir für die Zeit zwischen 1070 und 1128 mit Recht Mosaik in Rom. Da wir andererseits in Rom Mosaik aus 'dunkler Zeit' haben, die ihrer Gestaltung nach nicht nach 1128 gefertigt worden sein können, schließen wir, daß sie diese Lücke zu Recht füllen würden, zumal wir gerade gesehen haben, daß etliche der zugehörigen Bauten mit demselben Recht umdatiert werden konnten. Die spezielle Zuweisung der Zenon-Kapelle in S. Prassede an byzantinische Künstler wäre dadurch nicht widerlegt, sondern bestätigt, kamen doch im 11. Jh. die Anreger (erneut) aus dem Osten.

Papst Paschalis I. und sein Monogramm

Die Hälfte der römischen Mosaik aus dunkler Zeit wird mit Papst Paschalis I. (817-824) verbunden, der sich unübersehbar dreimal mittels Stifterfigur und Monogramm verewigt hat.

"Trotz seines kurzen Pontifikats von sieben Jahren hat sich Paschalis I. verdient gemacht durch eine außergewöhnlich intensive Förderung im Bereich der Wiederherstellung und des Neubaus von Kirchen und Kapellen" [Wisskirchen 7]. Neben seinen drei erhaltenen Kirchen "stiftete bzw. restaurierte [er] Oratorien und Klöster und stattete in verschwenderischer Weise Kirchen mit liturgischem Gerät, Möbeln, Altardecken und Wandvorhängen aus" [Wisskirchen 7].

In seiner Vita stören zwei Ungereimheiten. So wird er am Todestag seines Vorgängers zum Papst gewählt und tags darauf konsekriert - der schwerstmögliche Affront gegen Kaiser Ludwig, Zeugnis für Generationen, daß der Kaiser bei der Papstwahl nicht mitzureden habe. Doch ein Einspruch des Beleidigten ist nicht bekannt. "Vielmehr gestalteten sich die Beziehungen untereinander zunächst durchaus vertrauensvoll" [Wisskirchen 4]. Und Paschalis' Charakter stellte sich je nach Sichtweise dar:

"Der Liber Pontificalis, das römische Papstbuch, rühmt Paschalis I. zwar als einen überaus sanften, milden und wohlthätigen Papst; aus den fränkischen Quellen ergibt sich jedoch ein anderes Bild. Danach war er ein herrischer Mann, der zu Gewalttätigkeiten neigte (Brief des Hrabanus an Hatto von Fulda: JAFFÉ 320; Einhardus, annales 824)" [Wisskirchen 7].

Möglicherweise hat er sich sogar "des Mordes an zwei fränkischen Würdenträgern mitschuldig gemacht" [Wisskirchen 49].

Aus kirchlicher wie aus kunsthistorischer Sicht sind zwei andere Umstände von höchstem Interesse. So steht das Monogramm des Paschalis in allen seinen drei Kirchen immer an der obersten Stelle des Triumphbogens. Diese Position ist in den anderen mosaikverzierten Kirchen und zu anderen Zeiten einer Darstellung oder einem Symbol Jesu Christi vorbehalten. In S. Clemente steht etwa das Kreuz zwischen Alpha und Omega, in S. Maria in Trastevere prangt das Chi-Rho-Symbol, bei den frühchristlichen Mosaiken finden wir das schlichte Kreuz, etwas tiefer gerne die Hand Gottes; in S. Paolo fuori le mura ist Christus in persona abgebildet. Nur Paschalis I. hat es gewagt, Jesus Christus durch sein eigenes Monogramm zu verdrängen.

Ähnlich souverän hat sich sein Nachfolger Gregor IV. (828-844) in Szene gesetzt. Er tritt als Stifterfigur gleichrangig mit verschiedenen Heiligen auf: ebenso groß wie der Namenspatron der Kirche, durch einen Heiligenschein erhöht, und laut Inschrift ein 'Allerheiligster' (Sanctissimus).

Der blaue Quadratnimbus

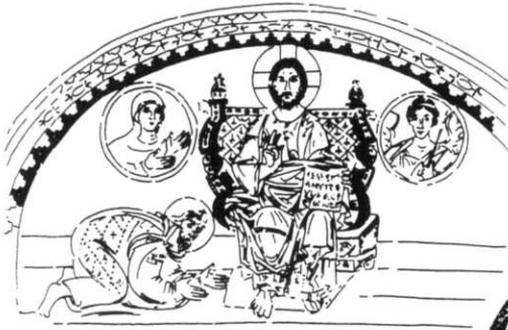
Der Heiligenschein von Gregor IV. ist allerdings deutlich von dem der anderen Heiligen abgesetzt: Sein Nimbus ist nicht rund, sondern als rechteckiges, blaues Feld gestaltet. Denselben Quadratnimbus hat sich auch Paschalis I. dreimal gegönnt (in S. Prassede allerdings nicht erhalten,

sondern entsprechend ergänzt). Die Kunstgeschichte läßt sich davon nicht irritieren, glaubt sie doch zu wissen, daß dieser rechteckige Nimbus lebende Personen auszeichnet, also gar kein richtiger Heiligenschein ist. So ist auch keiner der beiden Päpste späterhin zur Ehre der Altäre erhoben worden.

Wie dem auch sei: Dieser Quadratnimbus erlebt in den dunklen Jahrhunderten seine Hochblüte. Wir finden ihn zu Rom (und auch andernorts in Italien) nicht vor den Phantomzeiten. Papst Pelagius II. (579-90) muß ihn als Stifterfigur in San Lorenzo fuori le mura noch entbehren. Wohl als erster trägt ihn Papst Johannes VII. (705-707) in den Grotten des Vatikans, gefolgt von Zacharias (741-52) auf einem Fresko in S. Maria Antiqua. Es folgen Karl der Große und Leo III. (795-816) in dessen Triclinium, Papst Paschalis I. (817-24) in S. Cecilia in Trastevere, S. Maria in Domnica und S. Prassede. In der zugehörigen Zenon-Kapelle ist auch Papstmutter Theodora solchermaßen hervorgehoben. Papst Gregor IV. (827-44) wird in S. Marco mit diesem Heiligenschein gewürdigt. Schließlich finden wir in den Fresken der Unterkirche von S. Clemente Papst Leo IV. (847-855) mitsamt dem quadratischem Nimbus. Danach verabschiedet sich dieses eigenartige Attribut weitgehend aus der Kunstgeschichte. Das scheinbar nebensächliche Detail hat eminente Bedeutung, hängt an ihm doch die Datierung der einschlägigen römischen Kirchen. Trägt ein Papst den blauen Nimbus, muß er zur Zeit der Darstellung noch gelebt haben, womit Kirchengeschichte und meist auch der Kirchenbau als jahrzehntgenau bestimmt gelten.

Von wo stammt diese eigenwillige Sitte ab? In Ravenna, genauer in San Vitale wird das kaiserliche Paar Justinian und Theodora mit Gefolge abgebildet. Diese zeitgenössische Darstellung (um 547) verherrlicht selbstverständlich nicht das Fußvolk, wohl aber das Herrscherpaar mit kreisrunden, goldenen Nimben. Bei den Kaiserbildern in der Hagia Sophia ist diese Hervorhebung bis ins 12. Jh., in Manuskripten noch länger beibehalten worden. Doch aus ihr ist weder die quadratische Form noch die blaue Farbe ableitbar.

Weiter finden wir in der Demetrios-Kathedrale zu Thessalonike Bischof und stiftenden Patrizier zu Seiten des Kirchenheiligen. Die Häupter von Patrizier und Bischof umgeben rechteckige weiße Felder, die allerdings wie eine Stoffapplikation dargestellt sind. Ihre Datierung ist sehr umstritten, es werden 6. wie 7. Jh. [Papaioannu 22] genannt. Doch hat hier keine Tradition angesetzt, so daß die byzantinischen Handwerker weder im 9. noch im 11. Jh. einen entsprechenden Impuls weitergeben konnten.



Rundnimb: Kaiser Leo V. vor Christus, Hagia Sophia, Konstantinopel (9. Jh.); Kaiser Konstantin d. Gr. und Justinian I., ebd. (986-994);
 Quadratnimb: Paschalis I. in S. Prassede; Theodora, seine Mutter in der Zenon-Kapelle (beide 817-824), Rom [Christe 158; Wisskirchen 17, 62]

Ein goldener Quadratnimbus tritt gelegentlich in späterer Zeit auf. So verwahrt das Archäologische Museum von Cividale den Egbert-Psalter aus der Zeit um 980. Sein Maler Ruodprecht stellt sich eingangs dar, wie er devot sein Werk präsentiert - doch hervorgehoben durch einen goldenen Quadratnimbus [Pichard 22]. Dieser Codex ist uns bereits vertraut: Er hat sich von einer Reichenauer in eine Trierer Arbeit gewandelt und steht für die "Wiederaufnahme einer vorkarolingischen, spätantiken Tradition" [Holländer laut Illig 1994, 292].

Erfreulicherweise kann uns der oben genannte Abt Desiderius weiterhelfen. Die von ihm veranlaßte Ausstattung von Montecassino ist zwar restlos verloren, aber er hat auch die Kirche S. Angelo in Formis (bei Capua) erbauen und sich dort gegen 1080 als Stifter verewigen lassen.

"Die Kirche wurde von Desiderius, dem Abt von Monte Cassino, gegründet, um 1075 vollendet. Die Apsisfresken wurden wahrscheinlich als erste gemalt, sicher vor dem Tod des Abts [1087], denn er ist mit quadratischem [und goldenem] Nimbus dargestellt, was ihn als Lebenden charakterisiert" [Zanecki 145].

Der Quadratnimbus ist also zu Beginn der Mosaikrenaissance des italienischen 11. Jhs. und noch dazu bei ihrem Initiator bekannt. Das bestätigt obendrein der *Codex Lat. Vat. 1202* der Vatikanischen Bibliothek. Hier tritt uns Abt Desiderius, jetzt als Papst Viktor III. (1086-87) entgegen, gleichfalls mit goldenem Quadratnimbus [Gelmi Abb. 22]. Das zeitlich nächste römische Mosaik mit Stifterbild, die Apsis von S. Maria in Trastevere, zeigt uns zwar Papst Innozenz II. (1130-43), aber er trägt sowenig wie die wirklichen Heiligen einen Heiligenschein. Später treten Nimben natürlich wieder auf, aber nicht mehr als Attribut einer zum Zeitpunkt der Erstellung noch lebenden Person.

Wir können demnach folgenden Schluß ziehen: Zwischen 1060 und 1130 wurden in Rom Mosaik gelegt, deren angebliche Stifter mit dem Quadratnimbus als Lebende ausgezeichnet worden sind. Die blaue Farbe, die mir in Werken nach 911 nicht mehr begegnet ist, könnte der diskrete Hinweis sein, daß diese 'Lebende' in Wahrheit niemals gelebt haben. Damit gewänne der Begriff 'Scheinheiliger' eine ganz spezielle Bedeutung hinzu. Die Betrachtung wird sich mit Sicherheit vertiefen lassen, wenn man das frühe Auftreten von Stifterfiguren in der abendländischen Kunstgeschichte prüfend sichtet.

Papst Paschalis II.

Wie aber erklärt sich das Paschalis-Monogramm an so prominenter Stelle? Wenn es mit Paschalis I. nur einen fiktiven Papst heraufbeschwört und in Wahrheit die Macht des Papsttums während des Investiturstreits symbolisieren soll, dann wäre es gerade im 11. Jh. vorstellbar. Dann wäre es keine Gotteslästerung durch einen amtierenden Papst gewesen, der sich als Stellvertreter mit seinem Gott verwechselt, sondern ein Machtsignum contra König und Kaiser. Nur bei Darstellung einer fiktiven Papstfigur wäre auch sofortige Heiligsprechung hinnehmbar, die bei einem noch lebenden Papst nicht gerade für heiligmäßige Demut spräche.

Es ist aber nicht restlos auszuschließen, daß es sich in Wahrheit um das Monogramm von Papst Paschalis II. (1099-1118) handelt. Dieser Oberhirte besaß zeitweilig eine sehr gute Position im heftig tobenden Streit zwischen Kaiser und Papst: Kurz vor seiner Wahl war Jerusalem erobert worden (1099), sein Widersacher und Gegenpapst Klemens III. starb schon 1100, nur noch von schwachen kaiserlichen Marionetten gefolgt, und der immer heftiger tobende Investiturstreit kulminierte 1116 in Paschalis' absoluten Verbot jeder Laieninvestitur. Insofern konnte sich dieser Stellvertreter vielleicht mit einem gewissen Recht mit Gott verwechseln und sich an Triumphbögen verewigen.

Diese Möglichkeit hängt ab von S. Clementes Baugeschichte, jener Kirche nahe dem Kolosseum, die ganz allein Rom verkörpern könnte: mit ihrem hochmittelalterlichen Cosmatenschmuck, mit ihrer Unterkirche, mit den noch tiefergelegenen Resten eines römischen Hauses und mit einem guterhaltenen Mithräum zuunserst.

Papst Paschalis II. ließ ab 1108 San Clemente erbauen. In dieser Kirche fand der bislang geglaubte Neubeginn römischer Mosaikkunst statt. Leider ist umstritten, ob die Mosaik der Apsis und der Apsisstirnwand unter ihm oder unter Innozenz II. (1130-1143) [Zanecki 156] gefertigt worden sind. Stilistisch steht die Apsis als

"ein Beispiel für die Rückbesinnung auf die frühchristliche Kunst, die sich in Rom Anfang des 12. Jh. wieder durchsetzt. [...] Mit dem von zwölf Tauben besetzten Kreuz, dem Symbol der zwölf Apostel, nimmt man ein frühchristliches Motiv wieder auf. Neu ist die Darstellung des toten, entkleideten Christus am Kreuz" [Bertelli 183].

Sehr auffällig ist der Unterschied zwischen der Gestaltung von Apside und Stirnwand, die aus derselben Zeit stammen sollen. Während in der Apsis kleine Figürchen in großes, antikisierendes Geranke eingefügt sind, thronen an der Wand imposante, großformatige Heiligenfiguren in eben jenem Stil, der sich dann in Santa Maria in Trastevere fortsetzt. Ab dem Auftreten dieses 'voluminösen' Stils können die den dunklen Jahrhunderten zugewiesenen 'mageren' Mosaikge- schichte eingeordnet werden. Stammt also die Apsiskalotte von 1128 und damit aus der Zeit von Innozenz II., dann hätte Paschalis II. den fiktiven Paschalis I. mit Stifterfiguren samt (eigenem) Monogramm ausstaffieren können. Stammt sie dagegen von 1115-1125 [etwa Bertelli 166], also aus der Zeit von Paschalis II. selbst, dann würde man die 'dark-age-Mosaik' eines Paschalis I. doch *vor* Paschalis II. erwarten. Wie dem auch sei: Die vorge- schlagene Verpflanzung vom 8./9. Jh. ins späte 11. und frühe 12. Jh. ist nicht nur dank Roms Mosaiklücke vor 115/1128, sondern auch kunsthistorisch wie baugeschichtlich vertretbar.

Dark-age-Mosaik außerhalb Roms

Mit dieser Umdatierung aus den 'dark ages' ins 11. und beginnende 12. Jh. wandert auch romferne Kunst in neue Zeiten. Denken wir etwa an das einzige Mosaik außerhalb Roms, das sich aus Karls Zeiten erhalten haben soll, an Theodulfs kleine Kirche an der Loire:

"Fassen wir zusammen. Das Apsismosaik von Germigny-des-Prés [um 807], der Rest einer größeren Ausstattung von Mosaiken und Stukkaturen, läßt sich stilistisch am ehesten mit römischen Arbeiten des 8. Jahrhunderts in Verbindung bringen, voran die Mosaiken aus dem Oratorium Papst Johannes' VII. [707]. Auch Miniaturmalereien aus der Hofschule Karls des Großen (Evangeliar aus Centula) lassen sich ver- gleichen" [Bloch 260].

Hier wird ein Mosaik bei angeblich 807 eingestuft, weil es die Chronik so erzählt und weil die Hofschule zeitgleich Stilähnliches produziert hat; das nächstverwandte Mosaik ist jedoch 100 Jahre älter. Solche Diskrepanzen lassen sich bei generell neuer Datierung allemal reduzieren.

Weiter wissen wir um die alten Kuppelmosaik der Aachener Pfalzka- pelle, die zwar durch wilhelminische ersetzt, aber in Abbildungen festgehal-

ten worden sind. Die Dissertation von Ulrike Wehling hat jüngst [1995] nachgewiesen, daß die einstigen Mosaiken bis zu 350 Jahre jünger sind als die Kuppel, also im Prinzip noch aus der Barbarossazeit stammen können. Schon die mächtige Sitzgestalt des Weltenrichters läßt erkennen, daß derartig volumenreiche Gestalten ihre nächste Verwandtschaft keineswegs in Mosaiken des angeblichen 9. Jhs. haben, sondern in den Stirnwandfiguren von S. Clemente und den zentralen, sitzenden Figuren von S. Maria in Trastevere, die allemal zwischen 1115 und 1150 anzusiedeln sind. Insofern können die Aachener Mosaiken getrost dem frühen 12. Jh. zugeordnet werden. Wenn für die darunter entdeckte Malerei römische Künstler des frühen 9. Jhs., also aus der fiktiven Karlszeit postuliert werden [vgl. Illig 1996, 259f], dann können deren reale Pendanten diese Kuppelmalerei um 1100 gestaltet haben, ohne daß die neue Chronologie zu Schaden kommt. Leider sind all diese Stilvergleiche ohne Farbphotos nicht sinnvoll darzustellen, so daß hier ein weiterreichender Vergleich abgebrochen werden muß.

Trotzdem läßt sich ein Fazit ziehen: Die Stilkritik muß neu beginnen, nachdem sich die pseudogenauen Datierungen ins 8. und 9. Jh. erledigt haben. Und die angeblich frühmittelalterlichen Mosaiken Roms (aus 70 Jahren) schließen - samt den zugehörigen Bauten - zwischen 1060 und 1128 eine empfindliche Lücke, ohne daß sich stilistische Bezüge zu den Zeiten davor oder danach verändern würden. So ist gewährleistet, daß auch die scheinbare Fülle frühmittelalterlicher Kirchen in Rom kein Hindernis für die Fiktionalisierung der drei Jahrhunderte darstellt - im Gegenteil: Die Phantomzeit wird jetzt wirklich so dunkel, wie sie schon Gregorovius beschrieben hat.

Byzantinische Mosaikintervalle

Eine unterstellte Kontinuität der Mosaikkunst wenigstens für Rom konnte nicht bestätigt werden. Wie aber stellt sich die Situation in Byzanz dar, das uns doch mit seinem 'Brückenkopf' Ravenna wie die Mutter aller Mosaikkunst erscheint und das ab 1060 Italien neu befruchtet hat?

"Nachdem es dem byzantinischen Kaiser gelungen war, auf der einen Seite die Angriffe des Islams abzuwehren [718] und auf der anderen die innere Krise, die durch den Ikonoklasmus [726-843 bzw. 870] entstanden war, zu bewältigen, erlebte Byzanz eine neue Glanzzeit auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellen Gebiet. [...]"

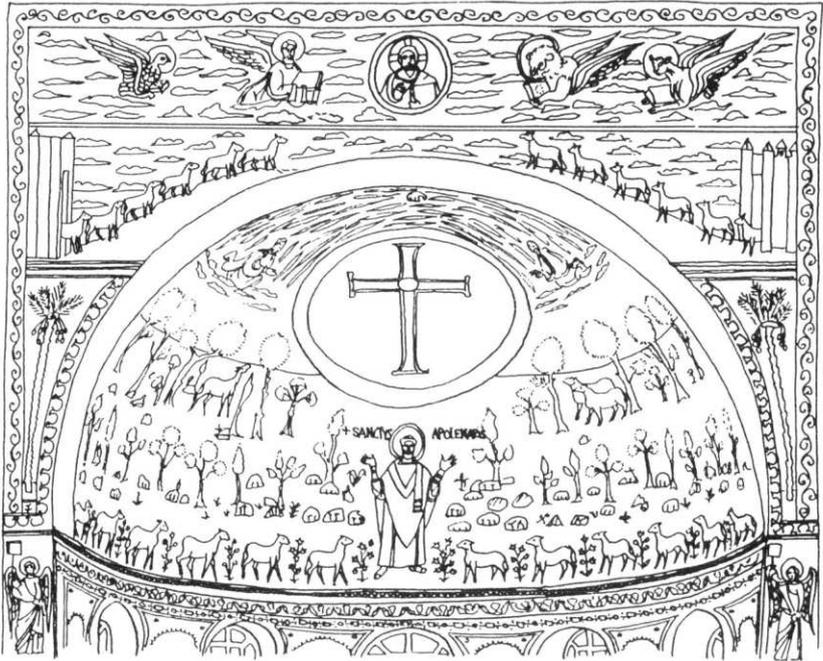
Zwischen dem 9. und 10. Jh. wird **vermutlich** das 'klassische System' [der Mosaikdekoration] vervollkommenet, doch **gehen die erhaltenen Beispiele nur in die Zeit zwischen dem 11. und 12. Jh. zurück**" [Bertelli 106, 107].

Es besteht Konsens darüber, daß der Bilderstreit alle früheren Zeugnisse im byzantinischen Reich ausgelöscht hat, sofern es sich nicht um ganz periphere Exemplare handelte wie das Katharinenkloster am Sinai oder um Bauten, die vorm Zugriff der Bilderstürmer durch politische Grenzen geschützt waren - wie die Kirchen von Ravenna, Triest und Poreč/Parenzo. Insofern klafft im byzantinischen Reich eine Lücke von Justinians Tod (565) bis ca. 840, weshalb niemand Kontinuität bei byzantinischen Mosaiken postuliert hat. Für die 150 Jahre danach kann praktisch nur ein einziges Bauwerk bürgen: die Hagia Sophia in der Hauptstadt. Ihre erhaltenen Mosaik zwischen dem 9. und 12. Jh. sind rasch aufgezählt:

- 867 Apsismosaik (Muttergottes und zwei Erzengel; datiert nach einer erhaltenen Predigt!)
- 880-885 Drei Figuren an der inneren Nordwand (unter Basileios I.?)
- 886-912 Lünette über der Kaisertür: der Kaiser (Leo VI. als Stifter?) zu Füßen Christi
- 912 Empore: Kaiser Alexander
- 986-994 oder um 1020: Lünette überm Südportal (Kaiser Konstantin I. und Justinian I. vor der Gottesmutter)
- 1030 Südempore: Kaiserin Zoë mit Kaiser
- 1118 Südempore: Komnenen-Mosaik mit Johannes II. und Irene
- 1180 oder 1280 Südempore: Deesis [Datierungen gemäß Hotz 155-168].

Die stilistische Entwicklung ist bislang schwer zu greifen. Das darf allerdings nicht verwundern, da auch die Mosaik zu Zeiten von Iustinian I. in ganz unterschiedlichem Kunstwillen gestaltet sind, wie ein Vergleich zwischen den fast zeitgleichen Apsiden des Katharinenklosters (Sinai) und von Sant' Apollinare in Classe (Ravenna) unübersehbar belegt. Insofern ist verständlich, daß auch die wenigen späteren Belegexemplare ganz unterschiedlich datiert worden sind. Auffällig ist immerhin eines:

"Die Technik, in der das Werk des späten 9. Jh. [gemeint sein könnte auch das Ende des 10. Jhs., s. Zitat am Seitenbeginn] ausgeführt wurde, entspricht



Byzantinische Mosaiken aus der Mitte des 6. Jhs. Oben: S. Apollinare in classe, Ravenna; unten: Katharinenkloster, Sinai [Christe 73, 75]

ohne Einschränkung oder Zeichen des Verfalls dem gewaltigen Farbenspiel und den Strukturen, die das vorikonoklastische Mosaik geprägt hatte" [Bertelli 107f].

Der Kunsthistoriker erkennt also eine ungebrochene Kontinuität vom 6. Jh. bis ins 9. oder 10. Jh. Die Vergleiche zwischen der Mosaikkunst um 1000 und der 'vor 1042' desselben Wissenschaftlers belegen dagegen einen so beträchtlichen Verlust an Farbenreichtum, an Volumen der Figuren und an Gestaltungskraft, daß man sich wundern muß, wie wenig ein Abstand von mehreren Jahrhunderten samt Abbildungsverbot den musivischen Impetus gestört hätte.

Auf breiterer Basis ist uns die byzantinische Mosaikkunst erst ab ca. 1000 erhalten, wenn zunächst Thessalonike hinzutritt. Erst ab ca. 1040 strahlt Byzanz nach allen Seiten, auf Freund wie Feind aus:

860 Konstantinopel

960 Córdoba (Omajjaden)

1000 Thessaloniki (Byzanz)

1025 Übriges Griechenland (Byzanz)

1040 Kiew (Rußland); danach erst Richtung Italien (s.S. 313).

Erstaunlich, ja anachronistisch früh erwachte in Andalusien bei dem Kalifen al-Hakam II. (961-976) der Wunsch nach Mosaikschmuck. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung ließ er den Betsaal der Moschee von Córdoba erweitern und dessen Vormihrabkuppel mit Mosaiken auslegen.

"Ibn al-'Idari berichtet, al-Hakam II. habe dem byzantinischen Kaiser befohlen (!), ihm einen Mosaikmeister und Material zu senden [...] Wie schon die ostumayyadischen Ahnen, scheute sich al-Hakam II. nicht, auf die vorislamische Tradition zurückzugreifen" [Hänsel/Karge 35].

Diese Übernahme byzantinischen Vorbilder käme zwar sehr früh, ist aber nicht auszuschließen. Gerade bei Streichung der Phantomzeit könnte die byzantinische Mosaikkunst durchgehend ausgeübt worden sein, zumal die anikonischen Tendenzen schon unter Iustinian I. wirkten, aber keineswegs zum Einstellen jeglicher figürlichen Darstellung führten. Um aber über Córdoba's Datierung entscheiden zu können, müssen jene byzantinischen Mosaikwerke in den arabischen Bauten zu Damaskus und zu Jerusalem ("Felsendom") geprüft werden, die bislang in der Phantomzeit angesiedelt sind.

Literatur

- Bertelli, Carlo (1989): *Die Mosaiken. Ein Handbuch der musivischen Kunst von den Anfängen bis zur Gegenwart*; Freiburg
- Bloch, Peter (1967): "Das Apsismosaik von Germigny-des-Prés. Karl der Große und der alte Bund"; in Braunfels/Schnitzler, S. 234
- Braunfels, Wolfgang/ Hermann Schnitzler, Hermann (Hg.1965): *Karolingische Kunst*; Düsseldorf
- Brucher, Günter (1987): *Die sakrale Baukunst Italiens im 11. und 12. Jahrhundert*; Köln
- Carnevale, Giovanni (1993): *San Claudio al Chienti ovvero Aquisgrana*; Macerata
- (1996): *Aquisgrana trafugata. Dai Franchi di Carlo Magno ai Sassoni di Ottone III: Alba e Tramonto di due Imperi in Val di Chienti*; Macerata
- Christe, Y. u.a. (1988): *Handbuch der Formen- und Stilkunde. Mittelalter*; Wiesb.
- Gelmi, Josef (1983): *Die Päpste in Lebensbildern*; Graz · Köln
- Gregorovius, Ferdinand (1978a): *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Band I Erstes bis sechstes Buch*; München
- (1978b): -. *Band II Siebtes bis zwölftes Buch*; München
- Hänsel, Sylv./ Karge, Henrik (1991): *Spanische Kunstgeschichte. Band 1*; Berlin
- Hellenkemper Salies, Gisela (1986): *Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde; Die Mosaiken in der Vorhalle des Markusdoms in Venedig*; Freiburg
- Hoag, John D. (1986): *Weltgeschichte der Architektur. Islam*; Stuttgart
- Hotz, Walter (1978): *Byzanz · Konstantinopel · Istanbul. Handbuch der Kunstdenkmäler*; München · Berlin
- Illig, Heribert (1993): "Langobardische Notizen I. Urkunden, Stuckfiguren und kaiserlose Städte"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* V (2) 41
- (1994): *Hat Karl der Große je gelebt?*; Gräfelfing
- (1995): "Spaniens Wirrungen im frühen Mittelalter. Architektur - ERA-Rechnung - Reconquista"; in *Zeitensprünge* VII (1) 36
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Kubach, Hans Erich (1986): *Weltgeschichte der Architektur. Romanik*; Stuttgart
- Mariacher, Giovanni (1986): *Mosaici di San Marco*; Venezia
- Matt, Leonard von/ Barelli, Franco (1987): *Rom. Kunst und Kultur*; Köln
- Papaioannu, Kostas (1966): *Byzantinische und Russische Malerei*; Lausanne
- Prichard, Joseph (1966): *Die Malerei der Romanik*; Lausanne
- Ricci, Corrado (1925): *Romanische Baukunst in Italien*; Stuttgart
- Wehling, Ulrike (1995): *Die Mosaiken im Aachener Münster*; Köln
- Wisskirchen, R. (1992): *Die Mosaiken der Kirche Santa Prassede in Rom*; Mainz
- Zanecki, G. (1991): *Kunst der Romanik. Malerei, Plastik, Architektur*; Stuttgart
- Zeller, Manfred (1993): "Das Kalifat der Omajjaden"; in *VFG* V (3-4) 69

Von der Karlslüge

Über die Fortsetzung einer wissenschaftlichen Debatte

Heribert Illig

In dieser Zeitschrift ist bereits zwei Hefte früher darüber berichtet worden [1-96, 107], daß der Frankfurter Mediävist Johannes Fried bei der Preisverleihung des *Historischen Kollegs* mein Karlsbuch angesprochen hat. Damals konnten sich die Nichtgeladenen, also fast alle nur bei FAZ und SZ über Preisverleihung, Laudatio und Dankesrede informieren.

Mittlerweile hat **Johannes Fried** eine gekürzte Fassung seiner Rede in der FAZ veröffentlicht, die gleichwohl fast eine ganze Zeitungsseite füllt: *"Die Garde stirbt und ergibt sich nicht. Wissenschaft schafft die Welten, die sie erforscht: Das Beispiel der Geschichte"* [FAZ vom 3.4.1996]. Insofern können nunmehr Fried's eigene Ausführungen kritisch geprüft werden.

Fried's Überschrift hätte auch heißen können: Was ist Wahrheit? Historiker suchen sie "üblicherweise bei ihren Quellen". Aber Quellen sind in Wahrheit "Artefakte, tote Dinge, die Wert erst gewinnen, wenn ihnen Aufmerksamkeit geschenkt wird". Und Geschichte ist "zuallererst abstrahierende Sprache. Sprache aber unterwirft die vergewaltigte Vergangenheit ihren eigenen Bedingungen und Strukturen". "Der Gebrauch der Sprache durch den Historiker aber hat unendlich viel mit Phantasie zu tun." "Als phantasiebedingtes Sprachgebilde ist Geschichte widersprüchlichem Verstehen ausgeliefert, durch Scheinobjektivität manipulierbar, geradezu verfälschbar, auch als 'Lüge' diffamierbar." Und so ist "Geschichte Wachs in den Händen des Historikers, trotz der Rückkopplung an Quellen. Es gibt so viele Geschichten wie Darstellungen, und Phantasie ist ihrer aller Architekt." Fried sieht hierin die Verantwortung des Historikers, der wie ein Geschichtsarchitekt vorgehe. "Nicht philosophischer Idealismus [im Sinne Wilhelm von Humboldts] bestimmt seine Arbeit, sondern phantasiegeleiteter, gegenwartsbedingter, diskursverpflichteter Konstruktivismus."

Leider - weil "auch eine positivistische Karlsbiographie Utopie ist" - "sind längst neue Methoden im Gebrauch, um die stets klaffenden Lücken der Überlieferung perspektivisch zu schließen - spekulativ mit Wahrscheinlichkeiten, Analogieschlüssen und Hypothesen, mit soziologisch und anthropologisch erprobten Sozialmodellen, Statistiken und Verdichtungsfor-schung, mit Typenbildung und 'kollektiven Biographien'".

Hier war nun ein besonders schlechtes Beispiel gefragt, das keinem der im Grunde angesprochenen Fachkollegen wehtun sollte, also am besten außerhalb der Mediävistik angesiedelt war. So kam mein Buch zu der Ehre, in fast zwei Fünfteln von Frieds Rede Objekt der Kritik sein zu dürfen. Es paßte ja auch bestens mit seiner These, die Fried so auf den Punkt brachte: "Das dunkle Mittelalter habe sich selbst erfunden; deswegen sei es dunkel". Doch er distanzierte sich gleich vorab: "Die These ist absurd, so plausibel es klingt". Das ergibt sich schon aus einem zentralen Defizit: "Wir würden es uns zu leicht machen, wenn wir uns mit dem Hinweis begnügen würden, der Erfinder dieser 'Karlslüge' hätte von historischer Methode und Quellenkritik keine Ahnung (was zweifellos zutrifft)". Daraufhin zeigte er exemplarisch, wie vertrackt das Problem der geschichtlichen Wahrheit gelagert ist. Es ist lehrhaft, Frieds einschlägige Passage ungekürzt zu bringen (Hvhg.en von HI).

"Man beruft sich hier [Illig Buch] auf Quellen und hat ernstzunehmende wissenschaftliche Literatur herangezogen, all das, um eine plausibel klingende Hypothese zu unterbreiten, und mit eben jener schöpferischen Phantasie kalkuliert, auf die kein Historiker verzichten kann. Eine seriöse Karlsbiographie ist formal nicht anders erdacht als diese 'Karlslüge'. Beide intendieren reales Geschehen, beide arbeiten mit lückenhaften Quellen, die nur hypothetisch verknüpft werden können, beide wählen aus einer amorphen Datenmenge aus, was sie an Argumenten brauchen. Und doch soll das eine 'Lüge', das andere 'Wahrheit' sein? Wie könnte das stimmen?

'Der Inhalt der Quellen', ließe sich zur Kontrolle einfordern. — 'Der Quellen?' so würde dagegengehalten, 'Dieser toten Artefakte, die Historiker hin und her schieben müssen, um bauen zu können?' — 'Das Alter von Handschriften, die Paläographie!' — 'Produkte einer anderen Zeit!' — 'Aber die Urkunden? Die greifbaren Originale?' — 'Pergament! Pergament!' — Und so tönte es fort. Die Übergänge zwischen den Phantasien zerfließen. Eine scharfe Scheidelinie zeichnet sich nirgends ab. Was unter dem einen Blickwinkel abstrus erscheint, birgt unter einem anderen vor Sinn. Gegenwärtig wird mit großem wissenschaftlichem Aufwand eine These diskutiert, die das Gros der bislang für original überliefert, also für unzweifelhaft echt gehaltenen karolingischen, ottonischen und salischen Königsurkunden zu Fälschungen der ersten Hälfte des zwölften Jahrhun-

derts erklärt. Unsinn? Irrtum? Oder der erste Schritt zu grundstürzendem Umdenken? Könnten nicht nur diese Urkunden, sondern überhaupt die fraglichen Chroniken und Artefakte Fäden im Gespinnst von "Karlsruhen" sein? Zumal die berühmtesten aller Annalen, die karolingischen 'Reichsannalen', eine — auch das eine aktuelle wissenschaftliche These — am Hofe Karls des Großen verfälschte Geschichte notierten. Die 'Karlsruhe' also doch ein plausibles Konstrukt?

Was unterscheidet Phantasie von Phantasie? Wo endet **konstruktive Vorstellungskraft**, wo beginnt **destruktive Illusion**? Phantasie und Phantasie, vergangene und gegenwärtige, konstruktive und illusionäre, verschlingen sich zur Geschichte, ob wir wollen oder nicht. Nur in günstig gelagerten Fällen sind die einzelnen Fäden sicher zu entwirren. Bleibt ein Quellentext isoliert, ist seine phantasiebedingte Subjektivität schlechthin nicht zu objektivieren. Ein einschlägiges Beispiel bietet sich etwa mit den Quellen zur Kaiserkrönung Karls des Großen an, eines epochalen Ereignisses. Außer dem wiederholten Hinweis auf das nackte Faktum haben sie wenig gemein, wie nahe sie auch Karl selbst und dem Krönungstage standen. Am berühmtesten ist Einhards einsamer Satz: Karl sei der Name Kaiser und Augustus anfangs so zuwider gewesen, 'daß er an jenem Tag, obwohl ein höchster Feiertag, keinesfalls die Kirche betreten hätte, hätte er des Papstes Plan vorherwissen können'.

Der Appell an die Phantasie ist unüberhörbar. Was der Biograph Karls des Großen von sich gab, nutzt alle Möglichkeiten literarischen Versteckspiels. Es könnte schlicht erfunden, an falscher Stelle in das Karlsleben gerutscht oder, was am unwahrscheinlichsten ist, so zutreffen, wie Einhard es niederschrieb. Plausibler als diese Alternativen dürfte eine Mischung aus allem sein, ein Produkt der konstruktiven Phantasie. Entsprechend schwer tun sich die Historiker, den tatsächlichen Ablauf des Geschehens am Weihnachtstag des Jahres 800 in Rom zu fassen. Die Mauer aus Konstrukten, die das Geschehen umgibt, scheint unüberwindbar zu sein.

In anderen Fällen liegen die Dinge günstiger, vor allem, wenn die Subjektivität eines Textes durch andere Texte objektiviert werden kann. Denn kein imaginatives Konstrukt wird mehrfach unabhängig voneinander, doch mit sich selbst identisch an mehreren Orten zugleich hervorgebracht. Die Informationen über den ältesten Sohn Pippins des Kurzen und seiner Gemahlin Berta [also Karl d. Gr.] begegnen gleichzeitig und unabhängig

voneinander überall in der Mittelmeerwelt und im Abendland, in England, Konstantinopel, bei den Arabern im Vorderen Orient und in Spanien, in Rom und im Frankenreich selbst in solcher Dichte, daß seine Existenz zu der in den Geschichtsbüchern verzeichneten Zeit nicht zu bezweifeln ist. Karl der Große hat gelebt. Die 'Karlsruhe' ist eine in die Irre führende, unzulässige Illusion."

Fried ist ehrlich genug, schlußendlich einzugestehen, daß sich mit dieser Entlarvung angeblich illusionärer Phantasie wenig ändert: "Aber von einigen Fakten und Daten abgesehen ist seine [Karls] Geschichte, wie sie Historiker konstruieren, damit alles andere als gewiß." "Phantasie bleibt ambivalent."

Es hat mich, obwohl ich seit den Eingeständnissen der Professoren Schieffer und Prinz [1-96, 114, 116] nichts anderes erwarten konnte, denn doch berührt, wie quellenfixiert auch ein Prof. Fried die Geschichte sieht. In dem langen Redetext gibt es außer schriftlichen Quellen offenbar nichts, aber auch gar nichts, was dem Mediävisten sonst bei der Wahrheitssuche nützlich sein könnte. Keiner der Wissenschaftler, die sich bislang öffentlich zu meiner Mittelalterthese geäußert haben - Jörg Jarnut, Max Kerner, Dietrich Kurze, Dietrich Lohrmann, Friedrich Prinz, Rudolf Schieffer -, kam auf die Idee, seine verherrlichten Schriftquellen einfach an Architektur, archäologischer Evidenz oder an sonstigen Artefakten zu messen und zu überprüfen. Dieses Verhalten erinnert mich an ein von Friedell überliefertes, erkenntnistheoretisches Bonmot. Als ein Ehemann seine Frau in flagranti ertappt, fährt sie entrüstet hoch: "Glaubst Du, was Du siehst oder das, was ich Dir sage?"

In dem Augenblick, in dem ein Mediävist nicht einfach glaubt, was ihm seine - beliebig manipulierten - Schriftquellen sagen, sondern sie unvoreingenommen am unmittelbaren Augenschein messen würde, also an konkreten architektonischen und archäologischen Artefakten, in dem Augenblick hätte er das von Fried so intensiv gesuchte und so vergeblich beschworene Wahrheitskriterium, jene "scharfe Scheidelinie" gefunden. Wenn z.B. eine schriftlich tradierte, karolingische Grabkirche an ungestörter Stelle keinen einzigen Fundamentstein hinterlassen hat, dann ist die Quellenaussage "von Pippin begonnen, von Karl geweiht" ein wertloser Satz, dessen Existenz ab diesem Moment sehr kritisch hinterfragt werden muß.

Frieds Dankesrede zeigt, daß die Mehrzahl der Mediävisten noch keineswegs glaubt, was sie sieht, sondern was sie sich per pergamentenem Text vorgaukeln läßt. Solches Verhalten ist keineswegs auf Mediävisten beschränkt, wohl aber haben sie eine eigene Strategie entwickelt, um ihre Methode zu konservieren. Johannes Fried warnt ausdrücklich vor den unzulässigen Illusionisten, die schon ein ganzes "Gespinnt von Karlslügen" verbreitet hätten. An dieser Stelle fehlen bezeichnenderweise jene Anführungszeichen, mit denen Fried sonst seinen harten Ausdruck "'Karlslüge'" verniedlicht. Warum benutzt er diese Wortschöpfung?

Als Historiker weiß er natürlich, was er mit ihr alles anklagen läßt. Zunächst stammt eine Lüge von einem Lügner, weshalb die berichtende FAZ-Reporterin auch gleich in mir einen "Lügenbold" ausgemacht hatte. Damit wird ein abweichender Denker mit einem moralischen Makel belegt, was keinesfalls Sache des Historikers sein darf. Dies hat ein anderer Historiker erfreulich klar ausgesprochen:

"'Wem gehört die Geschichte?' fragte im abschließenden Referat der Tagung der Katholischen Akademie über 'Die Deutschen und der Holocaust' Horst Möller, der Direktor des Instituts für Zeitgeschichte. Die Antwort - kränkend für die Zunft: nicht den Fachleuten, den Historikern, sondern den Medien, den ignoranten politischen Kommentatoren, der Enthüllungshistorie, die einfache Antworten erwartet; zudem die falschen Fragen stellt. Die nach Schuld und Moral nämlich. Der Historiker aber, so Möller, gibt keine letzten Antworten - und schon gar nicht auf die Frage, wie das Böse in die Welt gekommen ist. (Aber vielleicht doch auf die, wie und warum es manifest wird.)" [FAZ vom 3.6.1996 Elisabeth Bauschmid: "Die Schuld der Gleichgültigen. Von deutschem Antisemitismus"].

Fried verzichtet demnach auf Argumente, um mit dem moralischen Zeigefinger abzuqualifizieren. Diese Taktik versucht noch mehr: Wer von der Karlslüge spricht wie von der Rentenlüge oder gar von der Auschwitzlüge, muß jene Assoziationen verantworten, die er heraufbeschwört, etwa: Mit der Karlslüge hintergeht einer die Öffentlichkeit in wichtiger Sache, hier geht es um einen Zweifler, dessen Zweifel moralisch verwerflich und im Grunde juristisch verfolgt werden sollten. Fried weiß, daß mit "der Auschwitzlüge" erstmalig in Deutschland die Darstellung eines geschichtlichen Hergangs strafbar geworden ist, die nicht der 'gültigen' entspricht. Möchte

er auch in mediävistischen Fällen gerne eine gerichtliche Verfolgung abweichender Meinungen? Oder will er die Kritik an mittelalterlicher Geschichte zusammen mit der Kritik an Zeitgeschichte unter den gemeinsamen Oberbegriff "Revisionismus" bringen und damit verfeimen?

Wenn die jeweiligen, zeitbedingten Geschichtsauffassungen nicht immer wieder revidiert werden müßten, bräuchte es keine Mediävisten mehr. Revision, also die nochmalige Durchsicht, die Änderung einer Ansicht, muß dem Wesen des Historikers immanent sein, sonst kann er sich gleich als Hagiograph oder Ghostwriter bei den Großen dieser Welt verdingen. Nicht Revision oder Revisionismus ist schlecht (Fried müßte in seinen moralischen Kategorien von 'böse' sprechen), sondern es gibt gute oder schlechte Revisionen, je nachdem, wie intensiv sie die Wahrheit suchen oder entstellen. Die bislang gepflegte mediävistische Art, einzig und allein auf Schriftquellen zu setzen, verzichtet auf mögliche Kritik an ihren Quellen und ist deshalb in toto als unkritisch zu bezeichnen. Wenn sie dieses Verhalten auch noch als "historische Methode" preist, dann fühle ich mich gelobt, wenn ich von solcher Methode keine Ahnung haben sollte.

Es gibt aber auch diametrale Strömungen innerhalb der Wissenschaften. So hat mich der emeritierte Soziologieprofessor **Frank Benseler** von der Universität Paderborn im Rahmen der Reihe "Spuren der Moderne" zu einem Vortrag eingeladen. In Anwesenheit von Dekanin und Rektor sprach ich an der dortigen Universität am 4.6. nicht nur über die Phantomzeitthese als solche, sondern auch darüber, wie eine solche These entstehen kann. Durchaus auf Fried anwortend zeigte ich auf, an wie vielen Stellen berechnete Kritik ansetzen kann.

Am Anfang meines Weges zur Phantomzeitthese stand der vielgeschmähte **gesunde Menschenverstand**, der die ersten Zweifel anmeldete (Stichwort: Kann eine Fälschung antizipatorischen Charakter haben?). Dank dieser vagen Skepsis stellte ich jene Prüfungen an, die offenbar die 'amtliche' "Historische Methode und Quellenkritik" nur in ganz unzureichendem Maße zuläßt

a) **Quellen gegen Quellen**. Stichwort: die zahllosen Widersprüche innerhalb der Karlsbiographie, z.B. Kaiserkrönung.

b) **Architekturbefund contra Architekturgeschichte**. Stichwort: Aachener Pfalzkapelle, die in der herrschenden A.geschichte nur in anderer Zeit untergebracht werden kann.

c) **Architekturbefund contra Quellen.** Stichwort: Von 1695 in den Quellen genannten Großbauten zwischen 476 und 855 sind allenfalls 215 archäologisch bestätigt.

d) **Archäologie contra Quellen.** Stichwort 1: Die karolingische Grablege Saint-Denis hat keinen einzigen Fundamentstein hinterlassen. Stichwort 2: Zu wenige frühmittelalterliche Schichten in allen englischen Städten.

e) **Bereitschaft, Axiome als solche zu erkennen.** Stichwort: "Die Zeitachse ist nicht gottgegeben und damit überprüfbar".

f) **Zuziehung anderer Wissenschaftsdisziplinen.** Stichwort: Astronomisch-computistisches Spezialwissen.

Man sollte meinen, daß hier nur die Alltagsroutine der Forschung aufgelistet sei, doch die Erfahrung zeigt das krasse Gegenteil. Ich füge hier die Besprechung eines aktuellen Buches ein, nämlich *Otto III.* von **Gerd Althoff** (1996). Wie früher mitgeteilt [1-96, 110], wurde Fried von Althoff angegriffen, weil er zu eifertig Phantasie und Fakten vermenge, worauf Fried in seiner oben resümierten Dankesrede die Phantasie verteidigte, indem er seine unhaltbare Trennungslinie zwischen konstruktiver und destruktiver Phantasie zog. Althoff hat eine andere Antwort gegeben, indem er eine Art Musterbiographie schrieb, bei der sorgfältigst alles ausgeschieden wurde, was als phantasievolle Wucherung eine Biographie ausschmücken und damit verfälschen könnte.

"Eine quellenorientierte Beschreibung der Rahmenbedingungen von Königsherrschaft am Beispiel Ottos III. ist also das Ziel" [Althoff 33].

Wer diese Musterbiographie liest, wird das Buch mit sehr zwiespältigen Gefühlen weglegen. Zunächst ist der Anspruch Althoffs weitgehend erfüllt, Dichtung von Wahrheit getrennt zu haben. Öfters begegnen uns Aussagen wie die folgende, die herausstellen, daß ein weiterer Teil der kaiserlichen Geschichte von Pseudowahrheiten befreit ist:

"Die Darstellung der Regentschaft der Kaiserinnen Theophanu und Adelheid hat insgesamt einen scheinbar destruktiven Charakter. Die in der Forschung vorherrschende Bewertung wurde auf ihre Quellenbasis hin überprüft mit dem Ergebnis, daß viele der Urteile hinsichtlich weit-ausgreifender Planungen und Konzeptionen, wie sie namentlich Theophanu unterstellt werden, der Quellenbasis entbehren und somit höchst problematisch sind. Es sei hier nochmals an die einleitend betonten

methodischen Prinzipien zu erinnern, die in quellenarmen Zeiten ihre besondere Berechtigung haben: Der Rückschluß von Ereignissen auf Planungen und Konzeptionen wird um so willkürlicher, je weniger Nachrichten die Ausgangsbasis der Rekonstruktionen bilden. Gegen dieses methodische Postulat ist gerade für die hier behandelte Zeit besonders massiv verstoßen worden" [ebd., 71].

Dieser Zugewinn an Wahrheit, dieses Aufspüren und Eliminieren phantastischer Konstrukte ist selbstverständlich begrüßenswert. Die Kehrseite dieser Medaille ist jedoch, daß an faktischer Biographie so wenig übrigbleibt, daß es auf einem Dutzend Seiten zur Darstellung gelangen könnte. Eine weitere Biographie dieser Art könnte nur einen Bruchteil jener 245 Seiten füllen, weil die hier ausgebreitete Grundsatzdiskussion nicht immer von neuem geführt werden kann, und weil der Leser nicht unendlichen Gelehrtenstreit, sondern die Biographie einer Persönlichkeit kennenlernen will.

Obwohl der Titel mit 'Otto III.' so allgemein wie möglich gehalten ist und in einer Reihe mit dem Titel *Persönlichkeiten des Mittelalters und der Renaissance* erschien, scheint sich die Persönlichkeit Ottos im politischen Bereich restlos zu erschöpfen. Wo sind die religiösen Bestrebungen der Zeit, wo wird die Frage der (angeblichen) Ängste zur Jahrtausendwende behandelt, warum fällt noch nicht einmal das Wort 'Buchmalerei', obwohl die ottonische Zeit berühmt ist für sie; warum wird die wirtschaftliche Situation zur Jahrtausendwende nicht beleuchtet, warum hört man rein gar nichts vom Übergang aus der Sklavenhaltergesellschaft zum Feudalwesen, warum erfährt man nichts über den Baumeister Otto?

Doch halt, Althoff berichtet, daß der Kaiser in Rom eine Pfalz erbaut hat [ebd. 23, 119]. Damit wird aber auch schon übergeleitet, einmal zum Reisekönigtum, einmal zum Vorwurf übertriebener Romliebe. Bezeichnenderweise fehlt jeder Hinweis auf den archäologischen Befund, der bekanntlich so aussagestark ist, daß der gemutmaßte Bau beliebig zwischen Palatin und Aventin hin und her geschoben werden kann ['Karlsbuch' alt 196, neu 212]. Weil er in den Schriften erwähnt wird, hat es ihn auch gegeben, basta! Diese blinde Schriftgläubigkeit bei einem so kritischen Geist wie Althoff zeigt einmal mehr, daß Mediävisten die Befunde ihre grabenden Kollegen ignorieren. Dabei wäre hier noch mehr zu gewinnen. Hat man Otto diesen Pfalzbau z.B. unterschoben, damit er die Forderung der 'Konstantinischen Schenkung' unterläuft, sprich, wurde hier im 11. Jh. etwas behauptet, um

eine Position gegen die Kirche aufzubauen? Nebenbei bemerkt enthüllt Althoff wieder sehr schön, wie wenig den Urkunden zu entnehmen ist: Er kann nicht zeigen, ob Otto III. überhaupt die 'Konstantinische Schenkung' kannte, geschweige denn, ob er sie bereits als Fälschung erkannte und entsprechend handelte [Althoff 85].

Insofern können wir das Buch als eine doppelte Klarstellung nehmen: Die spärlichen Quellen wurden bislang über Gebühr strapaziert, ihre Prüfung anhand archäologisch-architektonischer Evidenz wird weiterhin verweigert.

Damit komme ich auf Paderborn zurück. Ich gliederte dort die These der Phantomzeit in verschieden gut bewiesene Teile: am härtesten der Nachweis, daß das Frühmittelalter ganz anders gewesen sein muß; sehr hart die Forderung, mehrere Jahrhunderte zu eliminieren; noch mäßig bewiesen die exakte Dauer der Streichzeit; mittelprechtig beantwortet die Frage nach dem 'Täter'; verbesserungsfähig die Antwort auf die Frage nach dem Motiv. Natürlich ging es in der Diskussion trotzdem gleich um Täter und Motiv. Erfreulicherweise mischte sich dann Prof. **Jörg Jarnut** ein, ausgewiesener Frühmittelalter- und Langobardenkenner. Ihm war eine 'konzertierte Aktion', ein "Orwell potenziert" unter einem Otto III. kaum, unter Silvester II. schwer vorstellbar; unter einem Konstantin VII. dagegen viel eher, nachdem die byzantinische Verwaltung damals die beste Europas gewesen sei. Er konzedierte, daß dort ein reichsübergreifender Abgleich der Quellen möglich gewesen wäre, wohingegen er sich im westlichen Europa nicht vorstellen könne, daß hier ein Beschluß von Kaiser (und Papst) flächendeckend und widerspruchsfrei umgesetzt hätte werden können.

Er berührte dann auch die derzeit noch wichtigere Frage nach den materiellen Zeugnissen der fraglichen Zeit und verwies auf die rund 1.500 Münzen, die der Karlszeit zugeschrieben werden. Für mich erstaunlicherweise verteidigte er so manches attackierte 'Heiligtum' der Mediävistik gar nicht, sondern zog sich - was die Wirtschaft der Karolingerzeit anging - darauf zurück, daß in kleineren Abruzzentälern nicht nur Geldwirtschaft nachgewiesen sei, sondern dort auch Hunderte von Privaturkunden fraglicher Zeit existierten, die zu fälschen späterhin niemandem etwas gebracht hätte. So formte sich das etwas paradoxe Bild eines Reiches, dessen gewichtige Urkunden anerkannterweise zum großen Teil gefälscht sind und dessen allgemeine Geldwirtschaft massiv bezweifelt wird, in dessen hintersten

Winkeln aber dann doch mit Geld hantiert und selbst eine ganz kleine Grundstücksübertragung per Urkunde absichert wird. Daraufhin verlagerte sich die Diskussion hin zu der Frage, ob für die weitere Arbeit an meiner These Gelder der *Deutschen Forschungsgemeinschaft* beantragt werden könnten und sollten. Es herrschte rasch Klarheit in zweierlei Hinsicht: Als Forschungsauftrag mit Sicherheit notwendig und nützlich; Geld aber würde nur fließen, wenn die zwangsläufig attackierten Mediävisten, die auch in den Beiräten sitzen, ihr Plazet geben und dann meiner Forschung freie Hand lassen...

Bis dahin wird noch etwas Wasser Pader und Würm hinunterfließen. Am 23.7. wurde gewissermaßen zum Abschluß des Sommersemesters ein kleines Satyrspiel aufgeführt. Der *Ostdeutsche Rundfunk Brandenburg* in Potsdam widmete seine Sendung "fritz" ganz dem Mittelalter und hatte mit **Dietrich Kurze** von der FU Berlin sogar professoralen Beistand im Studio. Als ich zugeschaltet wurde und in circa drei Worten meine These ausführte, wollte Kurze sich allenfalls aus Höflichkeit das Wort "Spinner" verkneifen. In der Kalenderrechnung mußte er mir zu seinem Erstaunen Recht geben, um dann wieder den alten Hut 'Nicäa' hervorzukramen, der viel kaschiert, aber nichts erklärt. Zu den Aachener Bauproblemen gab er flink jene Entschuldigung ab, die keine ist, aber nun schon zum vierten Mal mir gegenüber als scheinbar ausreichende Begründung für mediävistisches Nichtdenken gebraucht worden ist: "Ich bin kein Kunsthistoriker". (Allmählich frage ich mich, ob allein diese schweigende Disziplin der Wahrheit verpflichtet ist.) Dann aber konterte er Aachen eisenhart: Es wäre zu Paderborn eine Karolingerpfalz ausgegraben worden, weil schließlich der große Karl dort 799 den Papst getroffen habe. Zum Abschluß stellte er fest, daß zuvörderst wohl ich "anachronistisch" sei. Nachdem niemand vor mir den großen Karl in Frage gestellt hat, konnte dies eigentlich nur bedeuten, daß ich seiner Zeit voraus wäre, womit die Mini-Diskussion in vollem Einverständnis endigte. Wir erinnern uns, daß der Titel von Frieds FAZ-Artikel all dies bereits sehr gut prognostiziert hat: Die mediävistische Garde weiß, daß sie sich der Phantomzeitthese niemals beugen wird...

Kirchenorientierung in Zürich und Basel

Robert Zuberbühler, Winkel

Die frühere Marienkapelle beim Großmünster steht spiegelsymmetrisch zum Vorgängerbau des Großmünsters, spricht so für eine in etwa gleichzeitige Datierung und erlaubt eine Spekulation zu ihrer Visur.

Der Nichtfachgelehrte Christof Hugentobler hat 1994 herausgefunden, warum das Großmünster so quer in der Landschaft steht: damit bei der Wintersonnwende die aufgehende Sonne durch die Chorfenster geradewegs auf den Altar und durch das Kirchenschiff falle [Tages-Anzeiger, Zürich, vom 21.12.1994]. Der Basler Kantonsarchäologe Rolf D'Aujourd'hui berichtete daraufhin am 3.1. 1995 in derselben Zeitung, daß auch das Basler Münster sich nicht an die West-Ost-Richtung halte, sondern auf den Sonnenaufgang zur Sommersonnwende ausgerichtet sei, wie das auch für das römische Straßensystem von Augst und seinem Bezug zur spätkeltischen Siedlung "Basel-Gasfabrik" gelte.

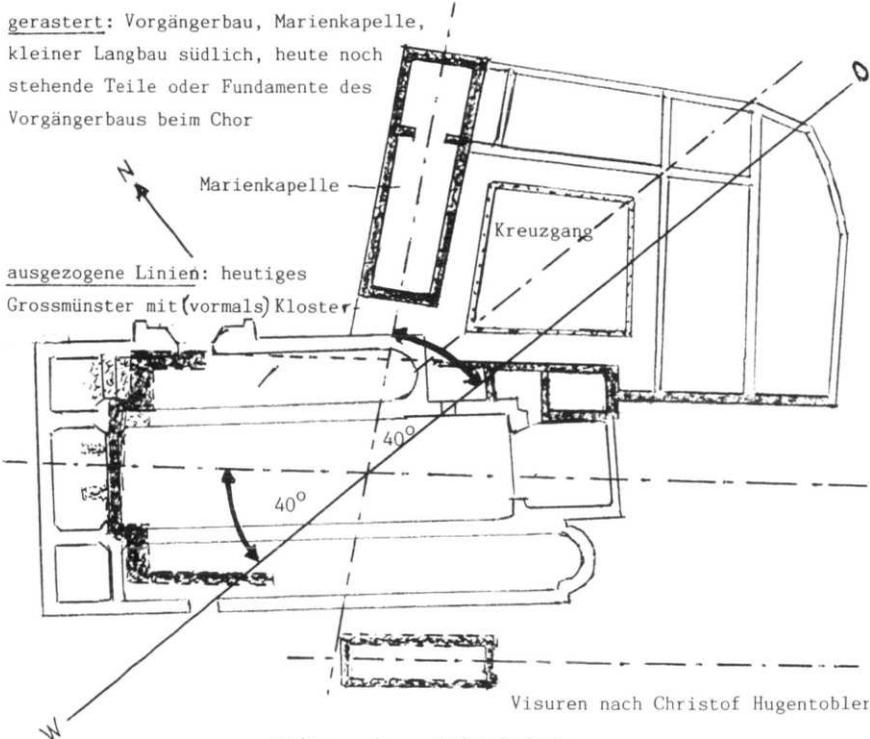
Durch die gute Vorarbeit dieser zwei aufmerksamen Beobachter konnte ich ein weiteres Zürcher Kirchenrätsel auflösen: die bis jetzt unverständene Lage der Marienkapelle beim Großmünster - nur um dann von Ch. Hugentobler zu erfahren, daß er es bereits auf die gleiche Weise herausgefunden hatte. Er erkannte zudem, daß Kreuzgang und Klosterkomplex direkt an den Vorgängerbau angeschlossen sind und daß der Kreuzgang in der Diagonale genau west-östlich gerichtet ist.

Wir wählen den Schnittpunkt der verlängerten Mittellinien des Münster-Vorgängerbaus und der Marienkapelle, um von dort aus Osten anzuvisieren. Dann sind die zwei sich ergebenden Winkel nach rechts wie nach links genau gleich groß. Damit zeigen drei Bauten eine gemeinsame Intention: die Marienkapelle, der Münstervorgängerbau und der kleine Längsbau limmatseits des Münsters, von dem man Fundamentreste ergraben hat, die parallel zum Vorgängerbau gefluchtet sind. Das ließe erwarten, daß diese drei Bauten ungefähr im selben Zeitraum geplant und wohl auch gebaut wurden. Der Marienkapelle hat der Großmünsterkenner Daniel Gutscher nach sorgfältigem Abwägen die Errichtung gegen das Jahr 1000 zugeschrieben. Der Vorgängerbau des Großmünster wurde 'natürlich' auf Karl den Großen als den Stadtgründer datiert. Hat schon Gutscher die 'karolingische'

Zuweisung nicht mehr unterstützen wollen, wird durch die symmetrische Anordnung gen Osten einmal mehr eine spätere Bauzeit und zwar gegen 1000 verlangt.

Ein Problem bleibt die Orientierungsrichtung. Das heutige Grossmünster, dessen älteste Teile aus der Zeit um 1100 stammen, weicht um $35^{\circ} 50'$ von der Ostrichtung ab und zeigt somit exakt auf die Wintersonnenwende. Die Sommersonnenwende weicht um denselben Winkel von der Ostrichtung ab, aber in Richtung Norden. Wenn nun das frühere Münster und die Marienkapelle, also *beide*, symmetrisch um 40° von der Ostrichtung abweichen, dann kann das nicht mehr den schlechten astronomischen Fähigkeiten damaliger Zeit zugerechnet werden, sondern könnte auf andere Visurziele hinweisen. Dies will noch ergründet sein. Klar ist, daß es bei den Zürcher Kirchen jener Zeit einen inneren kultischen Zusammenhang geben muß. Gutscher hat dazu schon deutliche Hinweise (Pilgerweg Fraumünster - Wasserkerche - Süd- und Nordportal Grossmünster) liefern können.

Robert Zuberbühler CH-8185 Winkel (bei Zürich) Huserstr. 1



Der (bislang) letzte »Große Ruck« 1348

Die Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit

Christoph Marx

1. Der Anlaß zur Gregorianischen Kalenderreform

Arthur Koestler, der Allesverstehender und Vielerklärer, der mir in einer persönlichen Mitteilung erklärte: "Ich beschäftige mich mit Velikovsky nicht, weil ich seine Theorien nicht verstehe", veröffentlichte 1959 sein köstliches Buch: *Die Nachtwandler - Das Bild des Universums im Wandel der Zeit*, welches er in den drei Menschheitsperioden Antike, Mittelalter und Neuzeit jeweils vom Werk gewissermaßen - im Fortschrittlichen gerade so wie im Reaktionären - traumwandelnder Genies signiert sieht. Gleichsam als Kurve sichtbar werdend zeichnet KOESTLER von Pythagoras bis Aristarchos den Fortschritt, über Platon, Archimedes bis hin zu den Scholastikern den Verfall, und von Kopernikus bis Newton den Wiederaufschwung eines wirklichkeitsbezogenen Weltbildes nach. Mit der sprichwörtlichen Sicherheit des Schlafwändlers setzen seine Helden ihre Befunde und Wahrheiten in eine Welt, deren jeweiliger Zeitgeist danach verlangt. Das absolute Tief erreicht die Menschheit im Zenit des Mittelalters in einem "geistigen Klima der Hoffnungslosigkeit", geschürt durch die "als Symptome einer Massenhysterie" auftretende "regelmäßig wiederkehrende schreckliche Erwartung des Weltunterganges, die Ausbrüche der Tanz- und Geißelwut"; einem "Hintergrund" zumal, auf welchem "das Weltbild des unmauerten Universums von den Platonikern übernommen wurde als Schutz gegen die Pest der Veränderung - starr, statisch, hierarchisch, versteint" [Koestler 98f]; und zwar, so KOESTLER zum Schluß, weil "trotzdem die Alternative noch schlimmer war:

...wenn die Planeten

In schlimmer Mischung irren ohne Regel,

Welch Schrecknis! Welche Plag' und Meuterei!

Welch Stürmen auf der See; wie beb't die Erde!

Wie rast der Wind! Furcht, Umsturz, Grau'n und Zwiespalt

Reißt nieder, wühlt, zerschmettert und entwurzelt

Die Eintracht und vermählte Ruh der Staaten
Ganz aus den Fugen ...!
Tilg Abstufung, verstimme deine Saite,
Und höre dann den Mißklang! Alles träf'
Auf offenen Widerstand. Empört dem Ufer
Erschwollen die Gewässer übers Land,
Daß sich im Schlamm die feste Erde löste" [ebd, 99],

ohne indessen an dieser oder anderer Stelle zu erklären, warum die Zeitgenossen zwischen regellosem Planetenlauf und irdischen Katastrophen überhaupt einen Zusammenhang feststellten.

Aber bereits 30 Jahre vor Arthur Koestler hält ein späterer Schlafwandler von Format - Egon FRIEDEL - diese Erklärung bereit, wenn er in seiner *Kulturgeschichte der Neuzeit* den Erregungshintergrund der "Symptome der allgemeinen Psychose" - Geißlerfahrten, Veitstanz, Judenverfolgungen - **nicht einer Massenhysterie sondern einem "großen Trauma"** [Friedell 63] geschuldet sieht und nachzeichnet, wie auch

"Himmel und Erde in Aufruhr [waren]. Unheilrohende Kometen erschienen, in England wüteten furchtbare Stürme, wie sie nie vorher und nie nachher erlebt worden sind, riesige Heuschreckenschwärme suchten die Felder heim, Erdbeben verheerten das Land: Villach wurde mit dreißig umliegenden Ortschaften verschüttet. Der Boden verweigerte seine Gaben: Mißwachs und Dürre verdarben allenthalben die Ernte. Es handelte sich bei diesen Erscheinungen weder um 'zufällige Naturspiele' noch um 'abergläubische Auslegungen' der Zeitgenossen. Wenn es wahr ist, daß damals ein **großer Ruck**, eine geheimnisvolle Erschütterung, ein tiefer Konzeptionsschauer durch die Menschheit ging, so muß auch die Erde irgend etwas Ähnliches durchgemacht haben, und nicht bloß die Erde, sondern **auch die Nachbarplaneten, ja das ganze Sonnensystem**. Die Zeichen und Wunder, die die 'beschränkte Leichtgläubigkeit' jener Zeit erblickte, waren **wirkliche** Zeichen, deutliche Äußerungen eines wunderbaren Zusammenhanges des **gesamten kosmischen Geschehens**" [Friedell 100f; meine HvHg.].

Friedell sieht, daß derartige Symptome "zu jener Zeit auch unabhängig von der Pest auftraten" (nämlich auch schon vorher) und deshalb keine Folgeerscheinungen waren, wie etwa Koestler andeutet. Für Friedell bleibt es

vielmehr "völlig unenträtselt, unter welchen näheren Umständen die Pest [...] von Europa plötzlich Besitz ergriff" [ebd., 96]. Aber er durchschaut ihr Auftreten im Jahre 1348 im Kontext mit dem "Großen Ruck" als einen derart fundamentalen Wendepunkt, daß er mit diesem exakten Stichdatum das Ende des Mittelalters und den Beginn der Neuzeit ansetzt: ein intuitiv glücklicher Griff, dem wir uns nur anschließen können. Mit "Inkubationszeit" bezeichnet Friedell ebenso treffend die folgenden eineinhalb Jahrhunderte,

"in denen das Neue im Schoße der Menschheit wächst, reift, ausgetragen wird, bis es schließlich stark und groß genug geworden ist, um ans Licht treten zu können" [ebd., 95]

- zunächst begnügen wir uns, mit dem Tag der Gregorianischen Kalenderreform (15. Oktober 1582) diese Inkubationszeit als vollendet zu erklären - in der also, bezüglich des sich völlig wandelnden Universumbildes, die ersten Sternwarten entstehen, der kuriose Kopernikus (1473-1543) wirkt [vgl. Koestler, Teil II, III], welche Galilei (1564-1642) als junger Mann, Kepler als Knabe (1571-1630) noch erleben. Eine gewaltige Periode im übrigen, vom Schwarzen Tod bis hin zum Feurigen Leben - Henry VIII. und Carlos V.; Kolumbus; Erasmus, Luther und Savonarola; die Borgias; Machiavelli und Paracelsus; Leonardo *et al.* - sich umwälzend: und auch kein Wunder, wenn wir für diese Inkubationszeit (vermutlich in Verbundenheit mit dem Gesellen Friedell) den Inkubus als namengebenden Partner begehren.

Die Gregorianische Kalenderreform rückte den Frühlingspunkt wieder auf den 21. März zurecht [vgl. Marx 1993]. Nun ist es albern, die Menschen selbst des Mittelalters für so beschränkt zu halten, daß sie acht Jahrhunderte lang oder gar über ein volles Jahrtausend hinweg es verdusselt hätten, den Frühlingspunkt zu beobachten und ihn im Kalender regelmäßig zu korrigieren, obschon es sich dann zugleich um eine ihnen derart wichtig erscheinende Tradition handelte, daß sie nach derart überlanger Zeit nicht etwa begraben gewesen wäre, sondern (dazu ohne jeden ersichtlichen praktischen Bedarf) ganz plötzlich wieder hätte eingeführt werden müssen! Daß die Kalenderreform sich einzig als Folge veränderter Erdbewegungsdaten aufdrängte, wird dadurch nur abermals unterstrichen: Das Jahr war von 365,25 auf 365,2425 um 0,0075 Tage kürzer geworden, d.h. entweder wurde die Erde auf eine etwas kleinere Umlaufbahn geworfen, oder ihre Rotationsgeschwindigkeit hat sich verringert, oder letztere nahm zu und die

Erde geriet zugleich auf eine noch engere Umlaufbahn, oder das Gegenteil - noch weiterer Sonnenabstand und noch langsamere Rotation - war der Fall. Auf jeden Fall aber ist für den Großen Ruck ein Energieverlust einzukalkulieren, denn aus eigener Kraft konnte die Erde eine derartige Modifikation nie und nimmer leisten: wiederum - wie bei den früheren Vorgängen - müssen extraterrestrische Kräfte eingewirkt haben, ausgehend von mächtigen, allen Menschen sichtbaren, erfahrbaren Himmelsphänomenen.

2. Weltweite Katastrophen vor der Großen Pest

Um möglicherweise immer noch bestehende Zweifel auszuräumen, seien nachstehend mit dem Kapitelchen "3. Ursachen. Verbreitung" aus **J.F.C. HECKER** "*Der schwarze Tod im vierzehnten Jahrhundert* (1832) die der Pest vorausgegangenen und sie zum Teil noch begleitenden **weltweit** beobachteten - und daher **extraterrestrisch** verursachten! - **Katastrophen** zusammengefaßt. Um das Vorstellungsvermögen anzuregen sind einzelne Stellen fett hervorgehoben, damit nur ausnahmsweise zu ja sich meist selbstverständlich ergebenden Kommentaren gegriffen werden muß. Diese Schrift des Berliner Medizinprofessors befaßt sich mit dem Schwarzen Tod aus ärztlicher Sicht und darf gerade deshalb als gewissermaßen unabhängig von aktualistisch-historiographischen Interessen gesehen werden.

Ursachen. Verbreitung.

Die Untersuchung der Ursachen des schwarzen Todes bleibt für die Lehre von den Weltseuchen nicht ohne wichtige Ergebnisse, wenngleich sie nicht über das Allgemeine hinausgehen kann, ohne in ein durchaus unbekanntes und bis auf diese Stunde unbearbeitetes Gebiet zu gerathen. Mächtige Umwälzungen in dem Erdorganismus waren vorausgegangen, wir haben von ihnen noch sichere Kunde: **Von China bis an den atlantischen Ocean bebte der Erdboden, in ganz Asien und Europa gerieth der Luftkreis in Aufruhr**, und gefährdete durch schädliche Einflüsse das Pflanzen- und Thierleben.

Die Reihe dieser grossartigen Ereignisse begann schon im Jahre 1333, funfzehn Jahr vor dem Ausbruch der Pest in Europa; ihr erster Schauplatz

war China. Hier entstand zuerst in den von den Flüssen Kiang und Hoai [im Original S. 16] durchströmten Länderstrichen eine versengende Dürre, begleitet von einer Hungersnoth. Hierauf folgten in und um King-sai, der damaligen Hauptstadt des Reiches, so gewaltige Regengüsse, dass der Sage nach über 400'000 Menschen in den überfluthenden Wassern umkamen. Endlich stürzte der Berg Tsincheou ein, und es entstanden grosse Erdrisse. Im folgenden Jahre (1334) wurde, mit Uebergang fabelhafter Ueberlieferungen, die Umgegend von Canton von Ueberschwemmungen heimgesucht, während in Tche nach einer beispiellosen Dürre eine Pest entstand, die an fünf Millionen Menschen weggerafft haben soll. Wenige Monate darauf erfolgte in und um King-sai ein Erdbeben, und nach dem Einsturz des Gebirges Ki-ming-chan bildete sich ein See von mehr als hundert Stunden im Umfange, wobei wiederum Tausende ihr Grab fanden. In Hou-kouang und Honan währte eine Dürre fünf Monate lang, unabsehbare Heuschreckenschwärme verheerten die Felder, und Noth und Seuchen blieben nicht aus. Zusammenhängende Nachrichten über den Zustand Europa's vor der grossen Katastrophe kann man vom vierzehnten Jahrhundert nicht erwarten, **auffallend** ist es aber, dass **gleichzeitig mit einer Dürre und neuen Ueberschwemmungen in China im Jahre 1336 viele ungewöhnliche Lufterscheinungen** und im Winter häufige Gewitter im nördlichen Frankreich beobachtet wurden, und dass schon in dem verhängnissvollen Jahre 1333 der Aetna einen Ausbruch machte ¹⁾. Nach chinesischen Jahrbüchern sollen 1337 in der Gegend von Kiang vier Millionen Menschen durch eine Hungersnoth umgekommen sein, und Ueberschwemmungen, Heuschreckenschwärme und ein **sechstägiges Erdbeben** [17] ungläubliche Verwüstungen bewirkt haben. In **demselben Jahre** erschienen in Franken die ersten Heuschreckenschwärme, denen in den nächsten Jahren unzählige folgten. 1338 wurde King-sai von einem **zehntägigen Erdbeben** heimgesucht — zu gleicher Zeit litt Frankreich durch eine Missernte — und von jetzt an bis 1342 wechselten in China Ueberschwemmungen, Erdbeben und Hungersnoth mit einander ab. **Dasselbe Jahr** zeichnete sich auch in den Rheinge-

1. v. HOFF, Geschichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Bd. II. Gotha 1824. S. 264 — Diesem Ausbruch folgten in diesem Jahrhundert keine spätern, weder vom Aetna noch vom Vesuv.

genden und Frankreich durch grosse Ueberschwemmungen aus, die man nicht bloss dem Regen zuschreiben konnte; denn aller Orten, selbst auf den Gipfeln der Berge, sah man Quellen hervorrieseln, und trockene Gegenden wurden auf unerklärliche Weise unter Wasser gesetzt. Im folgenden Jahre stürzte in China der Berg Hong-tchang zusammen, und es entstand danach eine zerstörende Wasserfluth; auch folgten auf einen dreimonatlichen Regen in Pien-tcheou und Leang-tcheou unerhörte Ueberschwemmungen, die sieben Städte verwüsteten. In Aegypten und Syrien entstanden gewaltige Erdbeben, und in China wurden diese von jetzt an immer häufiger, denn sie wiederholten sich 1344 in Ven-tcheou, wo in Folge davon das Meer übertrat, 1345 in Ki-tcheou, und in den beiden folgenden Jahren in Canton mit unterirdischem Donner. Dazwischen kamen wieder Ueberschwemmungen und Hungersnoth hier und da vor, nach 1347 aber beruhigte sich in China das Toben der Elemente.

Erst 1348 traten in Europa die Zeichen des tellurischen Aufruhrs ein, nachdem die zwischenliegenden Länderstriche Asiens wahrscheinlich auf gleiche Weise heimgesucht worden waren. Auf der Insel Cypern war die Pest von Osten schon hereingebrochen, als ein Erdbeben die Grundfesten der Insel erschütterte, begleitet von einem so furchtbaren Orkan, dass die Einwohner, die ihre muhamedanischen Sklaven getödtet hatten, um [18] nicht von ihnen selbst unterjocht zu werden, in sinnlosem Schrecken hierhin und dorthin flohen. Das Meer fluthete über, die Schiffe zerschellten an den Felsen, und wenige überlebten das wunderbare Ereigniss, wodurch dies blühende Eiland einer Wüste gleich verödet wurde. Vor dem Erdbeben hatte ein verpesteter Wind einen so giftigen Geruch verbreitet, dass viele Einwohner, davon überwältigt, zu Boden stürzten und in grausem Todeskampfe ihre Seele aushauchten).

Diese Erscheinung ist eine der seltensten, die je wahrgenommen worden, denn **nichts ist beständiger, als die Mischung des Luftmeers**, — von keiner Seite hat die Natur das organische Leben sorgsamer gesichert; nie haben Naturforscher fremdartige Stoffe in der Atmosphäre aufgefunden, die, mit sinnlichen Merkmalen begabt und von Winden getragen, Krankheit

erregend über ganze Welttheile, von Land zu Land sich verbreitet hätten,^{2]} wie vom Jahr 1348 erzählt wird. Um so mehr haben wir zu bedauern, dass in dieser ausserordentlichen Zeit, die bei tiefem Stande der Wissenschaften überaus arm an guten Beobachtern war, so wenig Zuverlässiges über jene ungewöhnlichen Vorgänge im Luftmeer aufgezeichnet worden ist. Doch sagen deutsche Nachrichten ausdrücklich, ein dicker, riechender Nebel sei von Osten herangezogen und habe sich über Italien verbreitet³⁾; auch konnte man [19] sich wohl über eine so handgreifliche Erscheinung nicht täuschen, — **die Glaubwürdigkeit schlichter Ueberlieferungen, mögen sie auch physikalischer Forschung wenig genügen, kann bei Erwägung des Zusammenhanges der Ereignisse schwerlich in Zweifel gezogen werden.** Denn gerade jetzt war das Erdbeben allgemeiner, als je in historischen Zeiten; an tausend Stellen öffneten sich Abgründe, aus denen schädliche Dünste emporstiegen, und wie denn natürliche Vorgänge ins Wunderbare verkehrt werden, so ging die Sage von einer feurigen Dunstkugel, die im fernen Osten sich zur Erde herabgesenkt, in einem Umkreis von mehr als hundert Stunden alles Lebende vernichtet und die Luft weit und breit verpestet habe⁴⁾. Hierzu kamen die Folgen unzählbarer Ueberschwemmungen; grosse Flussgebiete waren in Sümpfe verwandelt worden, aller Orten erhoben sich faule Dünste, verstärkt durch den Geruch verwesender Heuschrecken, die vielleicht nie in dichteren Schwärmen die Sonne verfinstert hatten

2. Es ist klar, daß in der Verdrängung dieser Beobachtung die gegenwärtige irrationale Angst vor der sog. anthropomorphen Luftverschmutzung zu suchen ist (CM).

3. So waren auch viel Heuschrecken gewesen, die der Wind mit einem Sturm ins Meer geworfen, und darnach das Wasser wider todt aufgeschlagen hatte, davon ein böser fauler stanck entstanden, daher die Luft sehr vergiffet worden, und hat man klar am Himmel gesehen, wie sich ein grausamer, zuvor ungewöhnlicher Nebel, von Morgen am Himmel hergezogen, und in Welschland niedergelassen. Mansfeldische Chronica, durch M. CYRIAC. Spangenberg. Eisleben 1572. fol. Cap. 287. fol. 336b [...]

4. MEZERAY, Histoire de France. Tom. II. (Paris 1685. fol.) p. 418. Vergl. OUDEGHEERST, Chroniques de Flandres. Anvers 1571. 4. Chap. 175. fol. 297b.

5), so wie zahlloser Leichen, die man selbst nicht in den wohlgeordneten Städten Europa's dem Anblick der Lebenden rasch genug zu entziehen wusste. Es ist also wahrscheinlich, dass die Atmosphäre in grosser Ausdehnung fremdartige, sinnlich erkennbare Beimischungen erhielt, die wenigstens in den niederen Regionen nicht zersetzt [20] oder bis zur Unwirksamkeit zertheilt werden konnten. Wenden wir uns aber zurück zu den Zufällen der Krankheit, so beweist die brandige Lungenentzündung, dass die Werkzeuge des Athmens dem Angriffe eines atmosphärischen Giftes erlagen, eines Giftes, das — geben wir die selbständige Entwicklung der schwarzen Pest an irgend einer Stelle des Erdkreises zu, an welcher unter so ausserordentlichen Umständen schwerlich zu zweifeln sein möchte — die Wege des Kreislaufes so feindlich ergriff, wie nur irgend das Milzbrandgift und andere thierische Contagien, welche die Lymphdrüsen zur Anschwellung und Entzündung bringen.

Verfolgen wir nun den Gang der grossartigen Umwälzungen weiter, so erhalten wir Kunde von **einem Erdbeben ohne Beispiel, das am 25. Januar 1348 Griechenland, Italien und die angränzenden Länder erschütterte.** 6] Neapel, Rom, Pisa, Bologna, Padua, Venedig und viele andere Städte litten bedeutend, ganze Ortschaften versanken, Burgen, Häuser und Kirchen stürzten zusammen und Hunderte von Menschen wurden unter Trümmern begraben 7). In Kärnthn fielen dreissig Ortschaften und alle Kirchen zusammen, mehr als tausend Leichen wurden unter dem Schutt hervorgezogen, die Stadt Villach wurde so von Grund aus zerstört, dass nur wenige Einwohner sich retteten, und als der Boden aufhörte zu schwanken, sah man Berge von ihrer Stelle gerückt und viele Dörfer

5. Sie verbreiteten sich über die meisten Länder, aus denen wir Nachrichten erhalten haben, in der Richtung von Osten nach Westen. Anonym. Leobiens. Chron.

6. Derartige Erdbeben erklären die - an sich durch aktuelle geologische und klimatische Bedingungen keineswegs einsichtige - starke Zerstörung der antiken Denkmäler überhaupt und auch in später Zeit (CM).

7. Giov. VILLANI, Istorie Fiorentine, L. XII. c. 121. 22.; bei Muratori T. XIII. p. 1001.2. [...]

verschüttet ⁸⁾. Bei diesem Erdbeben soll der Wein in den Fässern trübe geworden sein, eine Angabe, die den Beweis stattgefundener entmischender Luftveränderungen darbietet; hätten wir aber auch keine andere Nachricht, aus der die Anregung widerstreitender Naturkräfte während [21] dieser Erschütterungen hervorgehen könnte, so ist in neuerer Zeit durch wissenschaftliche Beobachtungen dargethan worden, dass das Verhältniss der Atmosphäre zum Erdkörper durch vulkanischen Einfluss sich ändert; wie sollte hieraus nicht auf jene ausserordentlichen Ereignisse zurückgeschlossen werden können? Wir wissen aber noch ausserdem, dass während dieses **Erdbebens**, dessen Dauer von einigen auf **acht**, von anderen selbst auf **vierzehn Tage** angegeben wird, die Menschen eine ungewöhnliche Betäubung und Kopfschmerz empfanden, viele sogar ohnmächtig wurden ⁹⁾. Bis in die Gegend von Basel erstreckten sich die zerstörenden Erderschütterungen ¹⁰⁾, und sie wiederholten sich bis gegen 1360 in ganz Deutschland, Frankreich, Schlesien, Polen, England und Dänemark, und weiter hinauf im hohen Norden ¹¹⁾. Grosse und seltene **Meteore** erschienen an vielen Orten, und wurden mit dem Grausen des Aberglaubens angestaunt; eine Feuersäule, die am 20. December 1348 bei Sonnenaufgang eine Stunde lang über dem Pallaste des Papstes in Avignon stand ¹²⁾, und eine Feuerkugel, die im August desselben Jahres bei Sonnenuntergang über Paris gesehen wurde, und sich vor ähnlichen Erscheinungen durch längere Dauer auszeichnete

8. J. VITODURAN. Chronicon, bei Füssli. Thesaurus Histor. Helvet. Tigur. 1735. fol. p. 81

9. ALBERT. Argentinien. Chronic., bei Urstis. Scriptor. rer. Germanic. Francof. 1585. fol. P. II. p. 147 [...]

10. PETRARCH. Opera. Basil. 1554. fol. p. 210. [...]

11. "Un tremblement de terre universel, mesme en France et aux pays septentrionaux, renversoit les villes toutes entières, déracinoit les arbres et les montagnes, et remplissoit les campagnes d'abysmes si profondes, qu'il sembloit que l'enfer eût voulu engloutir le genre humain" — MEZERAY a.a.O. p. 418 [...]

12. VILLANI, a.a.O. c. 119. p. 1000

¹³⁾, anderes nicht zu erwähnen, was die Chroniken [22] dieses Jahrhunderts, vermischt mit wundersamen Sagen und Deutungen, darbieten.

Schon 1345 und früher begannen in Europa die Vorzeichen dieser Erschütterungen: **die Ordnung der Jahreszeiten schien verändert**, ^{14]} Regen, Ueberschwemmungen, Misswachs waren so allgemein, dass nur wenige Gegenden verschont blieben, und wenn ein Geschichtsschreiber dieses Jahrhunderts versichert, es wäre Ueberfluss in den Scheunen und Vorrathskammern gewesen, so widerstreiten ihm einstimmig alle Zeitgenossen. Bald wurden die Folgen des Misswachses fühlbar, besonders in Italien und den angränzenden Ländern, wo in dem genannten Jahre ein vier Monate anhaltender Regen die Saaten verdorben hatte. In den grösseren Städten musste man schon im Frühjahr 1347 zu Brotvertheilungen unter die Armen schreiten, namentlich in Florenz, wo man grosse Bäckereien einrichtete, aus denen im April täglich 94'000 Portionen Brot zu zwölf Unzen verabreicht wurden ¹⁵⁾; aber es liegt am Tage, dass die Menschenliebe die allgemeine Noth nur hier und da zu lindern, ihr aber nicht ganz zu steuern vermochte. Krankheiten, die unabwendbaren Folgen der Hungersnoth, brachen auf dem Lande wie in den Städten aus, Kinder starben vor Hunger in den Armen ihrer Mütter, Mangel, Elend, Verzweiflung waren allgemein in der ganzen Christenheit ¹⁶⁾.

13. Guillelm DE NANGIS, Cont. alt. Chron.l a.a.O. p. 109

14. Auch diese Beobachtung verweist auf die 1582 nötig gewordene Gregorianische Kalenderreform, nachdem die neuen Erdbewegungsdaten erkennbar geworden waren; die Erklärung, drei Jahrhunderte im christlichen Kalender seien von der Reform zusätzlich eingeschoben worden und das Beibehalten von christlichen Kalender-Konstrukten für die Historiographie vor dem 14. Jh. werden damit abermals entkräftet (CM).

15. VILLANI, a.a.O. c. 72. p. 954

16. ANONYM. Istorie Pistolesi, bei MURATORI, T. XI. p. 524. "Ne gli anni di Chr. 1346 et 1347 su grandissima carestia in tutta la christianità, in tanto che molta gente moria di fame e sue grande mortalità in ogni paese del monde."

Dies sind die Ereignisse vor dem Ausbruche der schwarzen Pest in Europa. Die Zeitgenossen haben sie nach ihrer Art gedeutet, und haben damit, wie unter ähnlichen Umständen ihre späten Nachkommen, den Beweis gegeben, dass den Sterblichen weder die Sinne noch hinreichende [23] Geistesschärfe zu Gebote stehen, die Regungen des Erdorganismus in ihren Erscheinungen, geschweige denn in ihren Wirkungen wissenschaftlich zu erkennen. Der Aberglaube, die Selbstsucht in tausend Gestalten, der Dünkel der Schulen **bemächtigten sich einzelner Wahrnehmungen**; sie wähen in dem Einzelnen das Ganze zu erfassen, und ahnen nicht den Weltgeist, der die Triebfedern alles Seins in innigem Verein mächtiger Naturkräfte belebt, und keine Erscheinung aus vereinzelt Ursachen entstehen lässt. Fünf Jahrhunderte nach jenem Zeitalter der Zerstörung die Ursachen eines **kosmischen Aufruhrs, der in gleicher Ausdehnung nie wiedergekehrt ist**, zu deuten, die Einflüsse wissenschaftlich zu bezeichnen, die in den Leibern der Menschen und Thiere ein so furchtbares Gift hervorriefe, geht über menschliche Einsicht. Vermögen wir selbst jetzt nicht, mit allen Hilfsmitteln einer vielseitigen Naturlehre, die Zustände der Atmosphäre anzugeben, durch welche Seuchen hervorgebracht werden, so dürfen wir um so weniger Rückschlüsse von dem neunzehnten auf das vierzehnte Jahrhundert versuchen; betrachten wir aber die Vorgänge in ihrer Allgemeinheit, so giebt uns dieses Jahrhundert gehaltvolle, für alle Zeiten hochwichtige Lehren. Deutlich offenbart sich in dem Fortschreiten zusammenhängender Naturwirkungen von Osten nach Westen jenes grosse Naturgesetz, das in dem Leben des Erdorganismus, wie in dem davon abhängigen Leben der Völker, schon oft und augenfällig hervorgetreten ist. Im innersten Schoosse der Erde war im Jahre 1333 die Anregung gegeben, die **in unablässiger Aufeinanderfolge sechszwanzig Jahre hindurch bis an die westlichen Meeresufer Europa's die Erdoberfläche erschütterte. Gleich anfangs nahm der Luftkreis Theil** an den tellurischen Erschütterungen: Atmosphärische Wasser überflutheten die Länder, oder versengender Brand liess Pflanzen und Thiere verschmachten. Die Insectenwelt wurde wunderbar belebt, es schien, als sollte das Lebende die Zerstörung vollenden, welche die [24] astralischen und tellurischen Kräfte begonnen hatten. So gewann dies grause Werk der Natur von Jahr zu Jahr grössere Ausdehnung, es war eine fortschreitende Ansteckung der Zonen, die über und unter der Erde ihre mächtigen Schwingen regte, und schon in den ersten Jahren des tellurischen Aufruhrs in China, erkennbar an leichteren Vorbedeutungen, den ganzen Erdball durchzuckte.

Die Natur der ersten Seuchen in China ist unbekannt; wir haben erst sichere Kunde von der Krankheit, nachdem sie schon in die westlichen Länderstriche Asiens eingedrungen war. Hier zeigte sie sich als die morgenländische Pest mit Lungenbrand, als welche sie vielleicht auch in China begonnen haben mochte, d.h. als ein Uebel, welches sich mehr als irgend ein anderes durch Ansteckung verbreitet, eine Ansteckung, die in gewöhnlichen Pestseuchen die unmittelbare Berührung, und nur unter seltenen ungünstigen Umständen die blosser Nähe des Kranken erfordert. Gewiss war der Antheil dieser Ursache an der Verbreitung der Pest über den ganzen Erdkreis ein überaus wichtiger, und die Vermuthung, der schwarze Tod hätte vom westlichen Europa durch gute Massregeln, ähnlich den jetzt erprobten, abgehalten werden können, würde alle Gründe der neuern Erfahrung für sich haben, wenn irgend zu beweisen wäre, dass diese Seuche wirklich aus dem Orient hereingebracht worden sei, oder dass die morgenländische Pest überhaupt, so oft sie in Europa sich gezeigt, jedesmal in Asien oder Aegypten ihren Ursprung genommen habe. [...]

Erwägen wir daher die Eigenthümlichkeit der Pest, dass sie in den Ländern, die sie einmal heimgesucht hat, noch eine längere Zeit in milderen Formen fortdauert, und dass die epidemischen Einflüsse von 1342, wo sie sich zum letztenmale gezeigt hatte, bis 1348 ihrem stillen Fortwuchern überaus günstig waren, so ergibt sich die Annahme, dass auch in diesem verhängnisvollen Jahre Keime der Pest im südlichen Europa vorhanden waren, welche durch atmosphärische Schädlichkeiten geweckt werden konnten, dass also der schwarze Tod, wenigstens zum Theil, in Europa selbst entstanden sei. Die Verderbnis des Luftmeers kam von Osten, aber die Krankheit selbst kam nicht auf den Flügeln des Windes, sondern sie wurde von der Atmosphäre nur angeregt und vergrössert, wo sie schon vorhanden war.

Dieser Ursprung der schwarzen Pest war jedoch nicht der alleinige. Denn noch viel mächtiger als die Anregung schon vorhandener Pest durch atmosphärischen Einfluss wirkte die Ansteckung der Völker unter einander [26] auf den grossen Heerstrassen und in den Häfen des mittelländischen Meeres. [...]

Ob zwischen der vorhandenen, durch atmosphärische Einwirkung angelegten, und der durch Ansteckung hereingebrachten Pest Unterschied statt gefunden haben, ist aus den Thatsachen nicht mehr zu ergründen; denn die

Zeitgenossen, die überhaupt genaueren Untersuchungen dieser Art nicht gewachsen waren, haben darüber keine Angaben hinterlassen. Eine mildere und eine bösartigere Form war allerdings vorhanden, und jene hatte sich wohl [28] nicht immer aus dieser herausgebildet, wie daraus zu vermuthen ist, dass das Blutspeien, das untrügliche Merkmal der letzten, bei dem ersten Ausbruche der Seuche nicht gleichmässig in allen Berichten erwähnt wird, und nun ist es wahrscheinlich, dass die mildere der einheimischen, die bösartige der durch Ansteckung hereingebrachten Pest angehöre. Die Ansteckung aber war an sich nur eine von den vielen Ursachen, welche die schwarze Pest hervorriefen; diese Krankheit war, wenn irgend eine, kosmischen Ursprungs, eine Folge mächtiger Regungen des Erdorganismus. Eine Triebfeder setzte zur Vernichtung lebender Wesen tausend andere in Bewegung, vergängliche oder nachhaltige, nah- oder fernwirkende; — die mächtigste von allen war die Ansteckung, denn in den fernsten Ländern, die kaum noch den Nachhall der ersten Erschütterung vernommen hatten, erlagen die Völker der organischen Vergiftung, der Ausgeburts in Aufruhr gerathener Lebenskräfte.

Die wissenschaftliche Disziplinierung, in der heutigen Forschung die Zusammenhänge schlicht unbeachtet zu lassen, bedrängt nicht zuletzt auch die Arbeiten zur Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte selbst. Bei der Abhandlung archäologischer Fragen hören wir ebenso wenig vom Einfluß dieser erdgeschichtlichen Vorgänge auf die Schichtenstruktur oder die Zerstörung der Monumente, wie ihre Konsequenzen etwa auf die Baumringentwicklung oder für die ^{14}C -Produktion diskutiert werden.

Aber bei der Beurteilung der Quellen darf auch nicht übersehen werden, daß die offenbar über Generationen im täglichen Leben anhaltenden Vorgänge am Himmel zur aktuellen Umwelt gehörten und eben (wie ja auch heute...) nur das Außerordentliche Beachtung fand und des Aufzeichnens wert gefunden wurde. Vor diesem Hintergrund des katastrophischen Alltags finden wir nicht nur die Annalen reichlich gespickt mit solchen Anmerkungen, sondern auch zeitgenössische Dokumente bis hin zu Ablaßbriefen sprechen deutlich, wenn z.B. in einem derselben "gegeben zu Rom, im Jahre des Herrn 1286, am 10. März im ersten Jahre des Pontifikats Papst Honorius' IV." gegen Almosen zur Instandhaltung der immer wieder

von "der Macht und Ungunst übergroßer Überschwemmung und durch den Stoß und die Bewegung der ungeheuren Wassermassen nur allzu häufig einstürzenden und in bestimmten Teilen sogar vom Untergang bedrohten" Esslinger Pliensau-Brücke (die heute noch steht) 40 Tage Buße erlassen werden. Diese Umstände dürfen uns also nie dazu verführen, den naturgeschichtlichen Erregungshintergrund außer acht zu lassen!

3. Der Erregungshintergrund

Der aktuell herrschende Himmel wird von den Menschen stets als normal und keineswegs als Sensation aufgefaßt - das uns umgebende Alltagsuniversum "ist halt einfach so", und wenn seine Inhalte je nach Zeitgeist auch so oder anders gedeutet werden, sie sind dem Zeitgenossen nicht wiederkäuend immer wieder neu zu eröffnen. Das Auftreten eines von vielen Kometen, wenn sie jahraus und jahrein vorkommen, ist kein "Jahrhundertereignis", so wie etwa der Shoemaker/Levy9-Sturz von 1994 in den Jupiter (der allerdings dem Volk ebenso wenig augenscheinlich blieb wie der verbrauchte Halley seit zwei Jahrhunderten). Auch ein herumschwirrender Planet - schon der namengebende homerische Begriff "planos" bedeutet ja nichts anderes als das betrügerisch-irrende Wandern des Odysseus! - wird zwar auf das Interesse der Gefährdeten stoßen und zu allerlei Spekulationen über seine Persönlich- resp. Göttlichkeit Anlaß bieten, von den Zeitgenossen aber nicht als nicht-zur-Welt-gehörendes ausgefallenes Phänomen aufgefaßt werden. Erschreckend sind gegebenenfalls dann nur die davon ausgehenden Bedrohungen, allenfalls verehrt werden beobachtete Spektakel, und dies herumgeboten immer in den zeitgenössisch eingebürgerten Sprach- und Bildbegriffen: Wenn dann etwa Stationen der Himmelfahrt Marias, der Himmelskönigin, gefeiert werden, wird halt ganz einfach bei diesen sichtbaren Aufhalten des Venusplaneten gejubelt und getanzt, ohne daß das astronomische Naturereignis verdiente, gesondert festgehalten zu werden - im Kalender ist der Zeitpunkt ja notiert.

Wenn dieselben Menschen den Sohn des Herrn, seinen Boten, seinen Messias Jesus zur Apokalypse heranbrausen sehen, dann ist das zwar viel gefährlicher, gehört indessen gleichwohl zu ihrer real existierenden Welt und drückt sich nur in den Festivitäten anders aus als das Marienfest: Anstatt Jubel Geheul, anstatt Reigen Veitstanz, und mag Gottes "Mittler" letzt-

lich auch vorbeiziehen, nebst enormen Natur-Desastern brachte er auch noch das Große Sterben und schlechthin ganz entsetzliche Strafen über die Welt. Entsprechend riesig war die Erleichterung, als nach Jahrhunderten wiederkehrender apokalyptischer Gottesdrohungen so gut wie unverhofft ein nicht mehr zu fürchtender, friedlicher, vielleicht sogar auf absehbare Zeit stabil bleibender Himmel einkehrte. Die erinnerte Macht allerdings blieb der Gottheit erhalten, denn allzu oft war diese geschäftige Figur, die nicht nur ein "tausendjähriges Friedensreich" installieren sollte, sondern sichtlich auch sich selbst unermessliche Weltleiden aufgebürdet hatte und sogar einmal im Himmel ans Marterholz, ans Kreuz¹⁷ geschlagen worden war, ja wieder auferstanden und zurück in den Himmel gefahren.

Doch mit welchem Himmelskörper haben wir es nun zu tun, der den Großen Ruck auslöste und einen bald schon sieben Jahrhunderte andauernden friedlichen Himmel heraufführte? Wer ist dieses Kind, dieser Jungfrauensohn der Himmelskönigin = Isis = Madonna = fünfzackigen Venusplanet, unbefleckt empfangen von Horus = Gott-(eben:) "Vater" = Zeus = Jupiterplanet? Wer dieser Messias, dieser Heiland, Retter, Richter, Hüter, Mittler, Freund und Erlöser der Welt? Dies "Wort" als Überbringer der Offenbarung, der Stellvertreter, Dolmetscher, Gesandte, Erzengel Michael der Gottheit? Jener leidende, sterbende und doch wieder auferstehende Jesus, Tammuz, Mithra, Attis, Melkart, Adonis, Dionysos?

Im Prinzip:¹⁸ Es ist Thot = Nabu = Hermes, der sechszackige **Merkurplanet**; und ein früherer Jupitermond, darf gemutmaßt werden.

17. In den Orion (daher auch die - mißgedeuteten - Siebengestirnmythen): der hängt mit ausgestreckten Armen, "umkreist von einer Rotte von Bösewichtern", am "Weltbaum", der Milchstraße. Auch das, was folgt, zumeist bei Arthur Drews [1910], dem wohl stärksten Exponenten der seinerzeitigen Diskussion über die Historizität des Christus.

18. Es kann durchaus offen bleiben, ob im Altertum noch ein anderer Himmelskörper, einer, der tatsächlich zertrümmert wurde, eine mit den Rollen des Merkur später verschmolzene Partie gespielt hat; hier geht es zunächst um den Auslöser des Großen Rucks.

Es bleibt, die Mittelalter-Reportagen im Klartext zu lesen, wie weiland Velikovsky es mit den Berichten aus der Antike zu tun wußte. Geschriebenes wie Kunst erzählen unermüdlich von offenbar für die zeitgenössischen Menschen real existierenden Gottheiten. Warum sollten die Berichterstatter des Mittelalters andersartig erzählen, seine Künstler andersartig anthropomorphisieren, als die Kollegen aus dem Altertum es gewohnt waren? Wiederum wäre es töricht, einer für jene Zeit aktualistisch real mit ihren Hörnern dargestellten und um ihren Sohn klagenden schönen Madonna aus heutiger aktualistischer Sicht ihre Identität mit dem Venusplaneten, ihrem Kind seine Wesenseinheit mit dem Merkurplaneten zu rauben und an das Berichtete - wegen mittelalterlicher "beschränkter Leichtgläubigkeit" womöglich noch sarkastische - Spekulationen nach heutigem "wissenschaftlichem Verständnis" zu heften. Oder wo nehmen wir die Gewißheit her, daß ein Purgatorium nicht als Himmelsphänomen beobachtet wurde und entsprechend starke Eindrücke hinterließ? Ist es den Beobachtern zu verargen, wenn sie ihre *desaströse* Welt im Rahmen ihres eigenen Aktualismus - denn der Mensch wird sich in Existenzfragen nie mit ihm abstrakt erscheinenden Vorstellungen auseinandersetzen, wenn seine Phantasie dazu denn überhaupt in der Lage wäre - beurteilten?

Aus denselben Gründen schließlich müssen wir uns auch vor allzu eilfertig oder modisch-psychologisierend unterstellten Motiven für die "Fälschungen" des Mittelalters an sich und für die danach auftretenden - zugestandenerweise ja happigen - Fälschungen hüten, wie sie besonders auch von den Kompilatoren des Spätmittelalters gepflegt wurden. Solche Motive mögen doch zunächst einmal bei uns selbst erforscht werden, wo in nächster Nähe, überall wo es gilt, kollektive Verdrängung zu leisten, in noch weitaus horrenderem Maße als in der Folge zu den Himmelsvorgängen im Mittelalter gefälscht, entstellt, manipuliert, gelogen und geschwindelt wird, ja: wo seit Generationen ganze Denksysteme allein zu diesem Zweck - und verbunden mit immensen Kosten für das Kollektiv - installiert erscheinen. Was wird da nicht widersinnig zur Realität unermüdlich von Treibhauseffekt, Ozonloch, Umwelt- oder Klimazerstörung geschwafelt. Warum münzt ein Carl Sagan in voller Kenntnis der Messungen (= Tatsachen) die Venushitze zu einem "Treibhauseffekt" um, der dann prompt auf die Erde exportiert wird? Weshalb wehrt sich ein Erik Hornung (Ägyptologieordinarius in Basel), vorbehaltlos unterstützt von einer Horde honoriger Universitätsbe-

staller, in klarer Kenntnis der völlig konträren Sachlage bis vor die höchsten Gerichte für die Chronologiefälschungen seiner Gilde? - um Beispiele nur punktchenweise anzutippen. Persönliche Böswilligkeit läßt sich diesen braven und irgendwie sogar von ihrer intellektuellen Redlichkeit durchaus überzeugten Männ- und Weiblein ja nun wirklich nicht unterstellen, und zwar ebensowenig, wie es ihren Ahnen unterschoben werden darf. Sie alle - vermöge ihres Werdegangs durch die kollektiv-anonymen Methodenmühlen unserer Großdenksysteme aufgerüstet mit dem Mandat, gesellschaftswirksam für das Kollektiv sprechen zu können/müssen - haben einzig und allein für des letzteren Wohlergehen Sorge zu tragen. Dies wiederum ist nur möglich mit dem Ersatz des individuellen durch das Gewissen für das Kollektiv; was bedeutet, daß die Traumaverarbeitung ohne Ende weiterhin durch zwangsneurotisches Verhalten, gesteuert vom entsprechenden Handeln seiner Wortführer, zum Ausdruck kommt. Zu ändern ist dies letztlich alleine durch eine Befreiung des Individualgewissens vom erregungshintergrundmanipulierten Kollektivgewissen - was nicht nur den Untergang der Wissenschaftlichen Methode (Ausschließlichkeitsanspruch der Disziplinen), der religiösen Gebilde (Glaubensanspruch) sowie der philosophischen Konstruktionen (Offenbarungsanspruch) einleiten, sondern zugleich die Menschheit zu einem dringlich erwünschten Zeitalter der Verständigkeit und des Aufbruchs dirigieren und motivieren sollte.

Literatur

- Drews, Arthur (1910): *Die Christusmythe*; Jena
Friedell, Egon (1960): *Kulturgeschichte der Neuzeit*; München (erstmalig 1927-31)
Hecker, J.F.C. (1832): *Der schwarze Tod im vierzehnten Jahrhundert*; Berlin
Koestler, Arthur (1980): *Die Nachtwandler. Die Entstehungsgeschichte unserer Welterkenntnis*; Frankfurt/Main (1959 Bern, mit dem Untertitel: Das Bild des Universums im Wandel der Zeiten)
Marx, Christoph (1993): *Datieren vor der Gregorianischen Kalenderreform*; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* V (3-4) 38

Christoph Marx CH-4002 Basel POB 3870

Einrede des Herausgebers zu dem Artikel von Chr. Marx

Dieser Artikel von Chr. Marx erschien zum 100. Geburtstag von Immanuel Velikovsky (10.6.1895), wurde in einer kleinen Sammlung von Aufsätzen (*Von Aštern & Des...*) publiziert und war bei unserem vorletzten Jahrestreffen präsent. Obwohl er auf Friedells "großem Ruck" basiert, und ich mich mit meinen acht Büchern von und über Egon Friedell redlich für diesen Wiener Kulturhistoriker eingesetzt habe, sperrte ich mich dem Abdruck hier im Bulletin. Denn mir erschien es abwegig, gleich eine Störung "des gesamten kosmischen Geschehens" zu bemühen, um ein Städtchen wie Villach in Schutt und Asche zu legen. Außerdem erachte(te) ich es als maßlose Überinterpretation, aus wenigen und sich obendrein widersprechenden hochmittelalterlichen Beobachtungen zum Ostertermin auf ebenso viele Veränderungen von Erdbahn und/oder Erdrotation zu schließen [V (3) 46]. Aber leichtsinnig, wie ich bei Druckzusagen manchmal bin, gab ich grünes Licht für den Fall, daß der "große Ruck" nachweislich mehr angestellt hätte, als -pardon in Kärnten - lediglich Villach samt Umgebung zu verschütten.

Daraufhin spürte Marx die Quelle "Hecker" auf und damit Hinweise auf kontinentübergreifende Katastrophen, die jetzt als eigener Punkt 2 firmieren. Deshalb löse ich mit dem Abdruck mein Versprechen ein. Das heißt aber nicht, daß meine Zweifel in bezug auf wiederholte mittelalterliche Erdbahnstörungen bis ins 14. oder gar 16. Jh. hinein ausgeräumt wären. Friedells "großer Ruck" wirkt für mich weiterhin überstrapaziert.

Wünschenswert wäre es, endlich dem von Velikovsky postulierten Kollektivgedächtnis nachzugehen und zu prüfen, wie es geprägt wird und wie es die Erinnerung beeinflusst. "Ein ererbtes unbewußtes Gedächtnis" [Velikovsky (1985): *Das kollektive Vergessen*, 34], einfach dem Instinkt gleichstellbar [ebd., 35], bleibt ein Widerspruch in sich, solange ungeklärt ist, wie das Ererbte einmal Eingang in dieses Gedächtnis finden konnte und wie es dauerhaft vor Veränderung geschützt wird, wenn eben dieses Gedächtnis aufnahme- und lernfähig ist. Offen ist weiterhin, ob sich Velikovskys Kollektivgedächtnis über ein morphogenetisches Feld à la Sheldrake oder ganz anders erklären ließe. Geprüft werden muß schließlich die Vorstellung der "Periodizität des Wahnwitzes" [ebd., 101], die ohnehin schwach belegt war und obsolet wird, wenn es nach -600 zu Änderungen auf der Zeitachse kommt.

Submarine Römer in Como?

Kurzbericht nach dem Artikel von Dietmar Polaczek

Nachdem ich bereits zweimal auf den Comer See als geologisches Phänomen hingewiesen habe, ohne meine Quelle nennen zu können, hat mir dankenswerterweise ein passionierter Netzsurfer, Günter Lelarge (Andernach), den einschlägigen Artikel beschafft, so daß ich den uns interessierenden Teil endlich korrekt wiedergeben kann. hi

Dietmar Polaczek (1993): "Überraschung am Comer See. Römischer Steinbruch vierzig Meter unter Wasser. Ungewöhnlich schnelle Hebung"; in *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 30.1.1993

Eine Forschergruppe des *Museo Civico di Storia Naturale* in Mailand ist bei der Untersuchung römischer Steinbrüche in der Lombardei an einem Ort fündig geworden, den niemand gesucht hätte: 40 m tief im nördlichen Comer See entdeckte sie zwei Steinbrüche. Da gut belegbar ist, daß sich der See seit dem 11. Jh. nur wenig gehoben hat, und da die Völkerwanderungszeit keine Steinbauepoche war, muß es sich um römischen Abbau handeln, wohl aus der Zeit von 286 bis 406, als Mailand Residenzstadt war und die antiken Säulen von San Lorenzo aus der Comer Gegend kamen. Damit sind endlich die fehlenden Römerspuren rings um den See motiviert. Denn bislang konnten weder das antike Comum noch ufernahe Spuren der wichtigen Handelsstraße über den Julierpaß nach Chur gefunden werden.

Als Begründung wird eine Senkung des Seebeckens präferiert: Sie erklärt am besten das Fehlen alluvialer Terrassen, die Mäander der Adda und verschiedene Schwemmkegel. Der Geologe Vincenzo De Michele vermutet eine Bruchlinie, die durch den östlichen Teil des Sees bis Cremona läuft und östliche Senkungen von westlichen Hebungen scheidet. "Die Niveauänderung des Sees durch Hebung und Senkung der benachbarten Decken kann dabei Werte von sechs bis acht Zentimeter im Jahr erreicht haben - eine ungewöhnlich große Geschwindigkeit, die sonst nur von Zonen starker seismischer Aktivität bekannt ist."

Nach meiner Meinung dürfte diese Senkungsgeschwindigkeit so abrupt gewesen sein wie die Senkung der österreichischen Alpenseen, die ganze Wälder unter Luftabschluß brachte, bevor sie verfaulen konnten.

Das glatte Antlitz der Venus

Gunnar Heinsohn

"Venus ist der ungewöhnlichste Himmelskörper im gesamten Sonnensystem" [Broad 1996], lautet das Ergebnis der Auswertung der Daten, die von der Magellan-Sonde zwischen 1990 und 1994 zur Erde gelangten. Donald Turell - Geophysiker an der *Cornell University* - ist vor allem über die ungeheure Hitze innerhalb unseres Nachbarplaneten besorgt. Diese müsse irgendwann und irgendwie heraus:

"Nach meiner Ansicht kann sie zu einem neuerlichen Überschwemmen des Äußeren durch das Innere ['total resurfacing'] führen" [ibid.].

Diesem "neuerlich" sei vor 300 bis 500 Millionen Jahren bereits einmal ein ungeheures Ereignis vorausgegangen, mit dem ein bisher unerklärliches Rätsel der Venus gelöst worden sein soll. Diese besteht in ihrem glatten Gesicht, das gerade 900 Einschlagkrater aufweist, während Merkur, Mars und Mond von Myriaden solcher Narben gezeichnet sind. Wegen dieser Differenz wird vermutet, daß die *Venusoberfläche* nur ein Zehntel des Alters der übrigen Planeten aufweise, deren Verkraterung auf drei bis vier Milliarden Jahre veranschlagt werden.

Die Vorstellung, daß die Venus als Ganzes jünger sein könnte als das übrige Sonnensystem, wird von ihrer Oberfläche und Hitze zwar nahegelegt, würde aber mit den herrschenden Vorstellungen über die Planetenfamilie kollidieren. Deshalb haben sich Gerald Schaber und seine Kollegen vom *United States Geological Survey* in Flagstaff/Arizona überlegt, wodurch das Antlitz der Venus, das einmal ebensoviele Einschlagkrater wie die übrigen Planeten aufgewiesen habe, geliftet worden sei. Ein gewaltiger Meteorit sei vor jenen 300 bis 500 Millionen Jahren in unsere himmlische Nachbarin gerast, habe sie durch seine Einschlagsenergie zum Überkochen und zum Aufplatzen gebracht; so überzog sich ihre gesamte Oberfläche mit flüssigem Magma aus ihrem Innern und wurde wieder kraterfrei, jugendlich glatt. Da an sehr vielen der ca. 900 Venuskrater, die von ihrer geologischen Lage her keine Vulkane sein können, Magma herausgeschwemmt wurde, muß der Planet immer noch bis knapp unter die Oberfläche flüssig heiß sein. Jeder weitere Einschlag reißt diese dünne Haut von neuem auf und verweist auf die Gefährdung des gesamten Himmelskörpers und seines kosmischen Umfeldes.

Etlichen der Magellanauswerter - wie etwa dem Geophysiker Sean Salomon von der *Carnegie Institution* in Washington - erscheinen die dynamischen Probleme eines sich von innen nach außen stülpenden Planeten nur schwer nachvollziehbar: "Es war ein großer Sprung, über Katastrophen in planetarischen Dimensionen nachzudenken" [Broad 1996]. Die Gelehrten sind aber bereit, ihre Bedenken zu unterdrücken, weil sie von der Annahme einer insgesamt jungen Venus noch stärker beunruhigt würden. Empirisch bestätigt sind allerdings nur die Jugendlichkeit der Venusoberfläche und die enorme Hitze in ihrem Inneren. Der Rest bleibt Spekulation.

Hier ist eine **chronologische Anmerkung** angebracht. Wenn für die 300 bis 500 Millionen Jahre der Venuskatastrophe die geologische Chronologie der Erde herangezogen worden ist, dann werden vielleicht die drei bis 18 km breiten Krater von Aorounga im nördlichen Tschad interessant, die ein "mit der Erde kollidierender Miniplanet" [tr. 1996] hervorgerufen hat. Sie sind nach ihrer Entdeckung durch amerikanische Satelliten blind auf 365 Millionen Jahre datiert worden [Kerr 1996]. Nahuntersuchungen französischer Geologen erbrachten ein Alter von maximal 10.000 und minimal 3.500 Jahren [tr. 1996]. Ein im Minimum gegen -1500 (herkömmlich geschichtlich datiert) in die Erde einschlagender Miniplanet fällt mitten in die Periode der frühen Hochkulturen bzw. direkt in den Übergang von der Mittel- zur Spätbronzezeit, an dem gemäß konventioneller Sothis-Chronologie die Hyksos ihr katastrophisches Ende fanden und nach der Überzeugung des Josephus Flavius sowie dieses Autors (mit einer Evidenzdatierung gegen -600) ein Exodus aus Ägypten einsetzte.

Literatur

- Broad, W.J. (1996): "Venus's Remade Face Offers Hints of Cataclysm: Earth's Twin Planet, with its Surface Radically Remade by Inner Heat, is no Twin After All"; in *The New York Times / Science Times* vom 16.7.1996
- Kerr, R.A. (1996): "Impact Craters All in a Row?"; in *Science* (Bd. 272) vom 5.4.1996
- tr. (1996): "Die Astrobleme von Aorounga"; in *Neue Zürcher Zeitung: Forschung und Wissenschaft* vom 5.6.1996

Prof. Dres. Gunnar Heinsohn 28334 Bremen Uni/FB 11 POB 330

Zum Tod von Thomas Kuhn

Auszüge aus dem Nachruf von Jeanne Rubner

"Er hat ein Wort geprägt, das er selbst später nicht mehr verwenden wollte: den Begriff des Paradigmen-Wechsels in der Geschichte der Wissenschaft. Thomas Samuel Kuhn, der mit Karl Raimund Popper und Paul Feyerabend zu den einflußreichsten Wissenschaftstheoretikern unserer Zeit gehört, hat mit seinem 1962 erschienenen Buch *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* das Verständnis der Wissenschaftsentwicklung nachhaltig geprägt. Popper und Feyerabend starben 1994; Kuhn erlag [im Juni] dreiundsiebzig-jährig einem Krebsleiden in Cambridge (USA), wo er zuletzt am Massachusetts Institute of Technology lehrte.

Kuhns wesentliche These lautet, daß Wissenschaft nicht eine stetige, kumulative Ansammlung von Wissen ist. Vielmehr sei sie 'eine Serie von ruhigen Zwischenspielen, die durch intellektuell gewalttätige Revolutionen unterbrochen werden'. Während dieser Umstürze löst ein Konzept der Welt ein anderes ab. Die kopernikanische Wende war demnach ein solcher Umsturz. [...]

Thomas Kuhn, der ursprünglich Physik studiert hatte, wandte sich später der Wissenschaftsgeschichte zu. Während er für ein Buch über die kopernikanische Wende recherchierte, begann er, die Idee des kumulativen Erkenntnisfortschrittes in Frage zu stellen. Er machte deutlich, daß ein Paradigmen-Wechsel einhergeht mit einer veränderten Bedeutung von Begriffen. Auch das Sprachbewußtsein ändert sich dabei. Weil Wissen und Sprache eng miteinander verknüpft sind, sei es oft die Sprache, so Kuhn, welche die Erfindung einer neuen Theorie verzögere.

Kuhn bezeichnete sich selbst - im Gegensatz zu Popper, für den es zu einem Gegenstand nur eine Wahrheit geben konnte - als einen Relativisten in Bezug auf die Wahrheit. [...]

Kritiker warfen Kuhn vor, daß sein Paradigmen-Knzept zu schwammig sei. Er selbst verwendete den zentralen Begriff seines Werkes, von dem eine Million Exemplare verkauft wurden, später nicht mehr und ersetzte ihn durch die 'soziale Matrix', eine Art Menge derjenigen sozialen Determinanten, die dazu führen, daß Wissenschaftler eine Theorie akzeptieren."

Süddeutsche Zeitung vom 25. 6. 1996

Der Selbstbetrug von C14-Methode und Dendrochronologie

Wie sich die Dendrochronologie von einer dringlich benötigten
Hilfswissenschaft in falsche Sicherheit wiegen ließ

Christian Blöss · Hans-Ulrich Niemitz

Was als C14-Artikel im vorangegangenen Vortrag in Hamburg angekündigt worden war, entwickelte sich zu einem zweiten "Dendro-Artikel". Der vorherige erschien im vergangenen Jahr ebenfalls in dieser Zeitschrift [Niemitz 1995, s.a. Illig 1991]. Der Kenner weiß, daß die C14-Methode ohne Schützenhilfe der Dendrochronologie schon längst verloren gewesen wäre: Eine C14-Messung muß, um aussagekräftig zu werden, kalibriert werden, und nur die Dendrochronologie liefert die dafür benötigte umfassende Kalibrierquelle. Ohne diese Hilfestellung hätte die C14-Methode ihren Ruf als sicherste Bestimmungsmethode des Absolutalters historischer Artefakte für die jüngsten 50.000 Jahre schon längst eingebüßt. Dagegen ist kaum bekannt, daß die Dendrochronologie ohne C14 niemals eine lückenlose Baumringsequenz für das Postglazial zustandegebracht hätte.

Von Anfang an war die entscheidende Grundannahme widerlegt, die der Dendrochronologie überhaupt erst die Verwendung von C14 ermöglichte. Keine einzige Baumringsequenz hätte mithilfe von C14 komplettiert werden dürfen. Die Arbeit der Dendrochronologen wäre in der nachchristlichen Ära steckengeblieben. Beschwörungen wie "Dendrochronologie und Radiokarbonmethode haben einwandfrei bewiesen ..." hätten niemals ausgesprochen werden können. Die C14-Methodiker haben zahlreiche Meßergebnisse unhinterfragt gelassen und damit dem Vergessen anheimgegeben. Andere Methoden sind niemals konsequent zu Ende interpretiert

Da unserer Erfahrung nach alle Welt nur von "Cevierzehn" (= C14), nicht aber von "Radiokarbon" oder "Vierzehne" (= ^{14}C) spricht und alle dasselbe meinen, nämlich entweder das radioaktive Kohlenstoffisotop ^{14}C oder die auf der Messung seiner Radioaktivität beruhende Altersbestimmungsmethode, schließen wir uns diesem Brauch hier wegen der einfacheren Lese- und auch Sprechweise an.

worden. Die C14-Methode befindet sich tatsächlich in einem desolaten Zustand und bringt damit zugleich die Dendrochronologie in Mißkredit.

1. Der Kniefall der Dendrochronologen vor der überlieferten Chronologie Mitteleuropas

Die Not der Dendrochronologen angesichts schwimmender und nicht vordatierbarer Baumringsequenzen war und ist groß. Die vorhandenen schwimmenden Chronologien sollten und mußten in eine am Ende lückenlos das Postglazial überdeckende Baumringchronologie eingearbeitet werden. Wenn eine unbekannte Holzprobe auf Brauchbarkeit zur Erweiterung des "Masters" (der Standardsequenz) untersucht wird und kein Anhaltspunkt existiert, in welchen Bereich der Chronologie sie hingehört, dann könne "die a-priori-Wahrscheinlichkeit für das Auffinden des richtigen Datums [d.h. die richtige Synchronlage; B/N] so klein werden, daß wenig Aussicht besteht, es auch wirklich zu finden" [Hollstein 1970, 147]. Für Hollstein war die Erarbeitung einer Baumringchronologie ohne Vordatierung durch die Geschichtswissenschaft unseriös, barg eine Vorgehensweise ohne diese Unterstützung doch die Gefahr einer Fehldatierung, indem unter den nunmehr vieltausendfachen Möglichkeiten eine falsche "Synchronisierung" den Zuschlag bekommen könnte.

Die meisten Kollegen Hollsteins verließen sich dagegen bei der Vordatierung auf die C14-Methode, mit deren Hilfe die Dendrochronologen in Ermangelung jeglicher absolut datierbarer Holz-Artefakte bis ins frühe Postglazial vorstoßen wollten. H. Schwabedissen [1983, 284] bemerkte, daß Untersuchungen von C14-Physikern und Dendrochronologen allein nicht zum Ziel führen können, sondern "stets kompetente Archäologen" eingeschaltet sein müssen. Wir teilen die Ansicht Hollsteins über die grundsätzlichen Schwierigkeiten, voraussetzungslos die Synchronlagen für eine Baumringsequenz zu erkennen: Ohne Vordatierung ist ein Erfolg bei der Synchronisierung generell nicht zu haben. Die vorbehaltlose Anerkennung der überlieferten Chronologien durch Dendrochronologen wie Hollstein, die ihre Synchronlagen bedenkenlos dem Regime einer nach zweifelhaften Kriterien entstandenen christlichen Zeitrechnung unterwerfen, lehnen wir dagegen ab. Wer auf die Hilfe anderer Methoden zurückgreifen möchte, muß sich über deren Tauglichkeit informieren. Bei dem Rückgriff auf histo-

rische Daten, die in den Kontext europäischer Geschichte eingebunden sind, wähnt sich die Dendrochronologie absolut sicher. Es wird solange verglichen, bis das Auffinden einer adäquaten Synchronlage gelingt. Dendrochronologen sprechen in diesem Zusammenhang gerne von "geglückter" Synchronisierung [vgl. etwa Becker/Schmidt 1982, 104], doch selbst eine "überzeugende Synchronität" [Schwabedissen 1983, 282 über den Master von "Kirnsulzbach"] kann sich im Nachhinein als falsche Datierung erweisen [zusammenfassend z.B. Leuschner/Delorme 1984, 234]. H.-U. Niemitz hat die auffällige Häufung von Bedingungen im Zeitraum der sogenannten Völkerwanderungslücke beschrieben [1995; auch Illig 1991], die auch nach den immanenten Kriterien für die Dendrochronologie unakzeptabel sind, und die wahrscheinlich erst nach einer Loslösung vom Primat "überlieferte Chronologie" durch andere Synchronlagen aufgelöst werden könnten.

Auf die Abhängigkeit der Vordatierung angesprochen, versichern Dendrochronologen gewöhnlich, daß die Stichhaltigkeit der für die Vordatierung von Baumringsequenzen hinzugezogenen Hilfswissenschaft ohne Belang sei, da am Ende ausschließlich der methodisch hochverläßliche Maßstab der Dendrochronologie angelegt werde. Dem stehen sowohl die offen verhandelten und hernach korrigierten als auch die nur indirekt zu erkennenden Fehler und Widersprüche in den einzelnen Baumringchronologien entgegen. Ebenso sei die Frage erlaubt, wozu man diese Hilfswissenschaft überhaupt verwendet, wenn sie am Ende eigentlich doch nicht zur Wirkung gekommen ist? Die Behauptung, daß Vorplazierungen durch C14 keinerlei Vorentscheidung über die spätere Synchronlage beinhalte, ist schlicht falsch. Es ist dringend angezeigt, die Tauglichkeit der C14-Methode als Hilfswissenschaft der Dendrochronologie zu beleuchten.

2. Unter welchen Voraussetzungen C14 funktioniert ...

Die Idee zur Entwicklung der C14-Methode entstand, als W.F. Libby 1939 erkannte, daß eine ständige, gleichförmige Erzeugung des radiokativen C14 in der Atmosphäre (durch Beschuß von gewöhnlichem Luftstickstoff N14 durch langsame Neutronen der kosmischen Strahlung) zusammen mit dessen ungewöhnlich langsamem radioaktiven Zerfall ein nahezu stabiles und global wie auch lokal gleichförmiges Mischungsverhältnis von C14 und dem normalen Kohlenstoff C12 nach sich ziehen müßte. R.D. Long bemerkte zu

Recht, daß nur eine grundlegend gleichförmige Organisation der Natur die Berechtigung zu dieser Annahme geben könne [Long 1973, 125]. In allen lebenden Organismen sollte also das gleiche Verhältnis von C14/C12 vorhanden sein, und zwar genau so, wie es im CO₂-Anteil der Luft auftrat. Beendet nun ein Organismus seinen Stoffwechsel mit der Außenwelt, so tauscht er auch keine Kohlenstoffatome mehr aus. Während das C14/C12-Verhältnis in der Außenwelt dynamisch stabil bleiben sollte, nahm es nun innerhalb des Organismus exponentiell ab. Je länger es also her war, daß ein Organismus seinen Stoffwechsel beendet hatte, desto geringer sollte der Anteil der C14-Atome im Verhältnis zu den in ihm vorhandenen C12-Atomen sein. Das Maß dieses Verhältnisses konnte in die Zeit umgerechnet werden, die seit seinem Abschotten vom Stoffwechsel mit der Außenwelt verstrichen war. Aus der Messung der verbliebenen Radioaktivität sollte also prinzipiell der Zeitpunkt des Stoffwechselendes einer Probe bestimmt werden können. Die Aussagefähigkeit der C14-Methode wurde ursprünglich von den folgenden 5 Voraussetzungen abhängig gemacht:

1. **Meßbarkeit:** Die zu messende C14-Strahlung muß sich deutlich von der Hintergrundstrahlung abheben, um eine bestimmte Meß- und damit Altersbestimmungsgenauigkeit zu erhalten. (Probleme der Vergleichsmessungen verschiedener C14-Labors)
2. **Abschottung:** Die untersuchte Probe darf während der Zeit der Lagerung zwischen ihrem Absterben und der entsprechenden Untersuchung heute keinerlei Kohlenstoffaustausch gehabt haben (Problem der Kontamination).
3. **Räumliche Invarianz durch instantane Verteilung:** In allen gleichzeitig an verschiedenen Orten lebenden Organismen muß dasselbe C14/C12-Verhältnis geherrscht haben (Problem aus Vergleich der Hemisphären).
4. **Organische Invarianz:** In allen gleichzeitig an einem Ort lebenden unterschiedlichen Organismen muß dasselbe C14/C12-Verhältnis geherrscht haben (Problem der "Isotopenfraktionierung").
5. **Fundamentalannahme:** Das C14/C12-Verhältnis soll in der Vergangenheit stets gleich gewesen sein. Daraus folgt die Aussage: "Aus einem C14-Wert kann das zugehörige Alter direkt errechnet werden." (Problem "Suess-Effekt", C14-Schwankungen um den theoretischen Wert in langen Baumringsequenzen).

Einige weitere, allerdings weniger entscheidende Annahmen sollen hier nicht behandelt werden. Wir verweisen auf das in Kürze zu diesem Thema erscheinende Buch. Solange diese Voraussetzungen als erfüllt angesehen werden konnten, galt die Formel "one measurement is one date". Die ungeheure Faszination der Methode sowohl bei den interessierten Laien als auch bei den mit Datierungsfragen befaßten Wissenschaftlern beruhte auf dieser hier formellhaft ausgedrückten Leistungsfähigkeit der Methode: Ohne Ansehen des 'davor' und 'danach', des 'darüber' oder 'darunter', ohne Abwägung irgend eines 'mehr' oder 'weniger' anderen Proben konnte auf direkte Weise mit Hilfe einer einzigen Messung das *absolute* Alter der Probe aufgedeckt werden!

Schon der oft kolportierte Ausspruch von Aitken [1990, 95], "one date is no date", verdeutlicht aber, daß man von der rigorosen Gültigkeit dieser genannten Voraussetzungen schon längst abgerückt ist. Bis auf die dritte Voraussetzung "Räumliche Invarianz durch instantane Verteilung" hat auch 'offiziell' keine von ihnen mehr Gültigkeit. Diese dritte Voraussetzung ist zugleich die für die Verwendung der C14-Methode durch die Dendrochronologie wichtigste Voraussetzung, weil hier am Ende immer *räumlich voneinander getrennt* entstandene Baumringsequenzen (Master) *zeitlich verzahnt* werden. Der Bund zwischen C14 und Dendrochronologie muß zerbrechen, wenn diese Verzahnungsmöglichkeit nicht mehr gegeben ist.

3. ... und wie weit diese für C14 erfüllt waren und heute sind

Die Geschichte der C14-Methode ist zugleich eine Geschichte der Kritik an den praktizierenden Meßlabors. Die Frage "Meßfehler oder nicht?" kann offensichtlich nie ganz emotionslos abgehandelt werden. Das macht uns die Bemerkung von J.G. Ogden III. über die Akzeptanz von in seinem Labor erzielten Meßergebnissen deutlich: "Es mag Sie möglicherweise schockieren, daß weniger als 50 Prozent der C14-Datierungen geologischer und archäologischer Proben aus dem nordöstlichen Nordamerika von den Wissenschaftlern, die die Datierung wünschten, akzeptiert werden" [Ogden 1977, 173]. Wir zitieren zum Fehlerstandard der Meßlabore exemplarisch R.M. Clark: "Unabhängige Vergleiche [...] weiterer replikativer C14-Daten von hauptsächlich archäologischen Proben haben gleichfalls gezeigt, daß die tatsächlichen Schwankungen *deutlich höher* liegen, als sie von den jeweiligen Labors in Gestalt der Standardabweichung angezeigt werden" [Clark

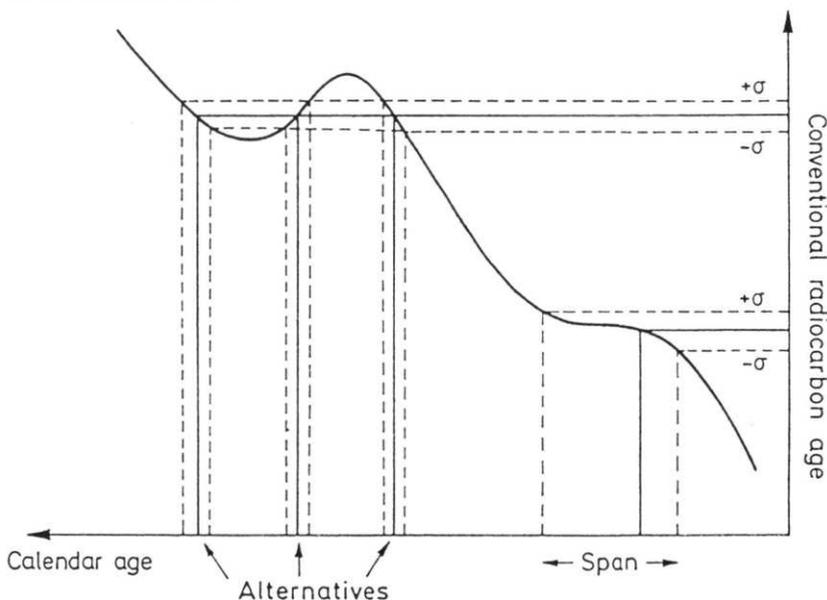
1979, 53; Hvhg. CB/HUN]. Diese Einschätzung stammt aus einer Zeit, als die Komplettierung der europäischen Eichenchronologien mithilfe der C14-Methode in unmittelbare Griffweite gerückt waren. Zehn Jahre später, ihre Vollendung schien bereits erledigt zu sein, entschloß man sich endlich zu einer genaueren Untersuchung systematischer Abweichungen zwischen den Meßergebnissen einzelner Labors. Einige Labors zeigten derart alarmierende Abweichungen in ihren Meßwerten, daß Imageschädigungen zur Kenntnis genommen werden mußten. "Es wird noch einige Jahre dauern, bis die C14-Gemeinde ihr angeschlagenes Image wieder aufpoliert hat. Wichtig ist hier, daß wir einen Prozeß der Selbstheilung in Gang gesetzt haben" [Long 1990, iii]. Wir fragen an dieser Stelle natürlich auch nach einem Selbstheilungsprozeß für die bis hierher auch über C14 erstellten Baumringchronologien.

Die Voraussetzung Nr. 2 (Abschottung) reißt den großen Komplex "Kontamination" an. Obwohl hier tatsächlich die drastischsten Fehler offenkundig geworden sind, meinen wir, daß hier nur ein Nebenschauplatz eröffnet würde, der von der eigentlichen Problematik ablenkt. Unmittelbare Brisanz ergibt sich nur für die Fragestellung, ob zurückliegende Jahrringe etwa C14 von jüngeren Ringen aufnehmen bzw. ihr C14 auch an ältere Ringe abgeben können. An einem Exemplar der für die Dendrochronologie so entscheidend wichtigen kalifornischen Borstenkiefer wurde in einer systematischen Untersuchung festgestellt, daß Kohlenstoff über 100 Jahrringe vom Splintholz- in den Kernholzbereich diffundiert war [Long et al. 1979, 536].

Wir überspringen die Voraussetzung Nr.3 (räumliche Invarianz etc.) und widmen uns kurz der Nr. 4, die ursprünglich ebenfalls eine Invarianzforderung aufstellte: Das in der Atmosphäre bzw. im Wasser auftretende C14/C12-Verhältnis sollte sich - von räumlichen Unterschieden ganz abgesehen - unabhängig von der Art des 'stoffwechselnden' Organismus auf gleiche Weise in allen Lebewesen wiederfinden. Bereits Libby mußte aber zwischen gleichzeitig lebenden Muscheln und Hölzern unterscheiden, denn die Hölzer wiesen - zum Glück systematisch - eine geringere Radioaktivität auf als die Muscheln. Der entsprechende Altersunterschied machte immerhin 600 Jahre aus, um die die frisch geschlagenen Hölzer radiometrisch gesehen zu alt erschienen. Das Phänomen der unterschiedlichen Bevorzugung der einzelnen Kohlenstoffisotope durch die verschiedenen Organis-

Bild 1: Kalibrierung der errechneten C14-Altersangabe

Die Darstellung einer Kalibrierkurve für C14-Daten mit Hilfe einer Baumringchronologie führt auf der (waagerechten) Abszisse die Dendrojahre und auf der (senkrechten) Ordinate die aus der gemessenen Radioaktivität der entsprechenden Jahrringe errechneten C14-Jahre. Anfänglich ging man davon aus, daß die Überprüfung der C14-Daten einer Jahrringfolge beweisen würde, daß zu allen Zeiten dasselbe C14/C12-Verhältnis geherrscht hat. Dann wäre eine Kalibrierung unnötig und die Kalibrierkurve mit der Winkelhalbierenden zwischen der x- und der y-Achse identisch gewesen. Wenn das C14/C12-Verhältnis hingegen mit der Zeit schwankt, dann muß auch die Kalibrierkurve von der Winkelhalbierenden abweichen.



Ein aus dem Aktivitätsmeßwert errechnetes C14-Alter wird kalibriert, indem von dessen Ort auf der Ordinate ausgehend eine Waagerechte nach links gezeichnet wird. Alle Schnittpunkte mit der Kalibrierkurve repräsentieren theoretisch ein mögliches Absolutalter. Dieses kann jeweils senkrecht auf der Abszisse abgelesen werden. Entsprechendes gilt auch für das Fehlerintervall, das für den Meßwert angegeben werden muß. Die Mehrdeutigkeit eines gemessenen C14-Alters kommt durch die Kurvenform C - sinkendes C14-Alter bei steigendem tatsächlichen Alter - zustande. Vergleiche dazu Seite 380.

men wird als "Isotopenfraktionierung" bezeichnet und in Praxis grundsätzlich auch vor jeder Altersangabe korrigiert.

Die als Voraussetzung Nr. 5 aufgeführte "Fundamentalannahme" mußte bereits wenige Jahre nach der Einführung der Methode in ihrer allgemeinen Fassung abgeschwächt werden, als man erkannte, daß sowohl die vermehrte Verbrennung fossiler Rohstoffe seit Beginn der industriellen Revolution als auch die jüngsten Atombombenversuche zu einer teilweise dramatischen Verschiebung des idealtypisch als zeitlich konstant betrachteten C14/C12-Verhältnisses geführt hatte. Zu einer weiteren Abschwächung der Fundamentalannahme sah man sich im Laufe der sechziger Jahre gezwungen, als man Schwankungen auch für die Zeit vor der industriellen Revolution feststellen mußte. Zum Übergang vom Fundamentalprinzip zum schwächeren sog. "Simultanitätsprinzip" war man letztlich durch C14-Messungen an gerade gefällten Bäumen gezwungen, die besonders alt waren und deshalb bis weit in die Vergangenheit reichende und natürlich auch hinsichtlich C14 vermessbare Ringsequenzen aufwiesen [exemplarisch Willis et al. 1960].

Das die Fundamentalannahme ablösende Simultanitätsprinzip sagte nur noch aus, "daß C14-Daten zu einer gegebenen Zeit überall auf der Erde stets den gleichen Wert haben, so daß die Kalibrierung an einem einzigen Ort automatisch eine weltweit gültige Kalibrierung bedeutet" [Libby 1970, 9]. Wir interpretieren dieses Simultanitätsprinzip noch einmal direkt hinsichtlich der Dendrochronologie: Während unter Gültigkeit der Fundamentalannahme zwei unterschiedliche Baumringe beliebigen Ursprungs mit gleichem C14/C12-Verhältnis unbedingt *gleichaltrig* sind, erlaubt das Simultanitätsprinzip nur noch folgende Aussage: Zwei unterschiedliche und gleichaltrige Baumringe beliebigen Ursprungs weisen das gleiche C14/C12-Verhältnis auf. Der Umkehrschluß - gleiche Werte für das C14/C12-Verhältnis bedeuten automatisch gleiches Alter - ist also nicht mehr zulässig (zum Verfahren der Kalibrierung vgl. Bild 1).

Damit war sowohl die Eleganz als auch die Unabhängigkeit der Methode dahin. 1960 stand kein einziger Kalibriermaßstab zur Verfügung, der in die vorchristliche Zeit hineinreichte. Es sollte noch knapp zehn Jahre dauern, bis in den U.S.A. die erste zu diesem Zweck erstellte Baumringchronologie veröffentlicht wurde. In Europa dauerte es länger. Erst nach

rund 25 Jahren stand eine selbständige umfassende Baumringchronologie zur Verfügung. Dabei hatten die C14-Wissenschaftler entscheidenden Anteil an ihrer Konstruktion. Weshalb waren Dendrochronologen so dringend auf die Mithilfe von C14 angewiesen?

4. Weshalb die Dendrochronologie C14 braucht ...

Bei jahringbildenden Bäumen wachsen Jahr für Jahr verschieden dicke Ringe in Abhängigkeit vom jeweiligen Klima. Damit entstehen Jahrringfolgen, die typisch sind sowohl für die jeweilige Baumart als auch für die jeweilige Region und Epoche (Mikroklima). Wir betrachten hier vor allem die Bedingungen in Europa. Folglich lassen sich Jahrringfolgen, die teilweise zeitgleich und in räumlicher Nachbarschaft gewachsen sind, zu sogenannten "lokalen Mastern" zusammenfassen. Während sich einzelne irische Eichen bis zu einem Abstand der Fundorte von 70 Kilometern korrelieren lassen [Smith 1972, A92], erhöhte sich dieser Abstand für den Vergleich von Stammlagen der Donau und des Oberen Mains um mehr als das Doppelte [Becker/Frenzel 1977, 46]. Lange und gut belegte "lokale Master" lassen sich über eine Entfernung von bis zu 300 Kilometer synchronisieren [Hollstein 1977, 16]. Überregionale Vergleiche wie etwa zwischen dem süd- und dem norddeutschen Raum zeigen jedoch, daß die verschiedenen Eichenholzchronologien nicht übertragbar sind [Eckstein 1984, 40].

Solche lokalen Master sind von individuellen Merkmalen einzelner Baumringfolgen bereinigt und damit regional typische Baumringchronologien, die in der Regel nur einen begrenzten Zeitraum umfassen (typisch einige hundert Jahre). Sie sind die Bausteine der eigentlich zu erstellenden einzigen absoluten Baumringchronologie, die gleichwohl regional bleiben muß. Nicht umsonst werden diese mit "süddeutsch", "westdeutsch", "norddeutsch" etc. bezeichnet. Solange die lokalen Master nicht zueinander synchronisiert sind, bleiben sie als "floating chronologies" ohne absolutes Datum. Auf lokaler Ebene, bei der Erstellung eines lokalen Masters, kommt man erfahrungsgemäß schnell und sicher voran. Die Ringsequenzen sind in der Regel lang und Synchronismen damit statistisch signifikant zu erkennen. Grundsätzlich schwieriger ist es der Erfahrung nach, diese lokalen Master untereinander zu einer regionalen Chronologie zu verbinden. Während lokal die zeitliche Zuordnung schon aus stratigraphischer Evidenz

abgeleitet werden kann, fehlen diese Hilfen in regionaler Hinsicht. Was tun, wenn diese Hilfen fehlen? Hier stellt sich die 'Gretchenfrage' der Dendrochronologie: Überprüft man alle Überlagerungen auf Synchronie oder benutzt man Hilfsmittel der Vordatierung?

Wenn es heißt, daß eine bestimmte Zeit fundarm und eine Überbrückung zwischen den angrenzend schon vorhandenen Mastern deswegen schwierig ist, dann wurde diese Frage bereits entschieden: Man hat vordatiert (so entstand zum Beispiel die "Völkerwanderungslücke" [Hollstein 1970]) und sich die kostspielige und zeitraubende 'Kleinarbeit' erspart, alle denkmöglichen Synchronismen durchzugehen. Die irischen Dendrochronologen beispielsweise hatten sich durch C14-Vordatierungen ihrer schwimmenden lokalen Baumringchronologien ein merkwürdiges Problem eingehandelt: Je länger sie arbeiteten und je mehr Holzproben sie sammelten, desto schwieriger gestaltete sich die Einordnung neuer Holzproben. Bei korrekter Arbeit hätte der gegenteilige Effekt auftreten müssen, nämlich: je mehr Holzproben, desto leichter die Einordnung. Bei den Iren schrillten die Alarmglocken jedoch nicht.

Wir möchten dem Leser noch ein anderes Beispiel vor Auge führen, um die Abhängigkeit der Dendrochronologie von C14 zu verdeutlichen: Die Lage der schwimmenden Sequenz "C" der süddeutschen Eichenchronologie - sie umfaßte seinerzeit [Becker 1980, 219] immerhin 2.350 Jahre - erhielt eine erste zeitliche Verankerung auf der Basis des Fundamentalprinzips (prinzipiell eines C14-Werts) mit dem ungefähren Datum "900 v.Chr." für den jüngsten Ring. Nach dem Abgleich einer großen Anzahl zusammenhängender C14-Werte mit entsprechenden Werten einer bereits absolut datierten Ringsequenz jenseits des Atlantiks (legitim wegen des Simultanitätsprinzips!) verschob sich dieses Datum um knapp 1.000 Jahre in die Vergangenheit. In der später dann erfolgenden dendrochronologischen Verzahnung verifizierte man die Treffsicherheit dieser gewaltigen Verschiebung mit einer unscheinbaren Korrektur von weniger als 10 Jahren [Linick et al. 1985, 21]. Wenn die dendrochronologische Verzahnung über jeden Zweifel erhaben wäre, dann wäre im Nachhinein wiederum das Simultanitätsprinzip aufs Glänzendste bestätigt. Erwies sich dieses Prinzip aber als falsch, so müßte sich die Dendrochronologie kritische Fragen gefallen lassen, etwa, ob sie es wirklich für einen Zufall hält, daß sie ein falsches - oder besser: korruptes - C14-Ergebnis so genau getroffen hat?

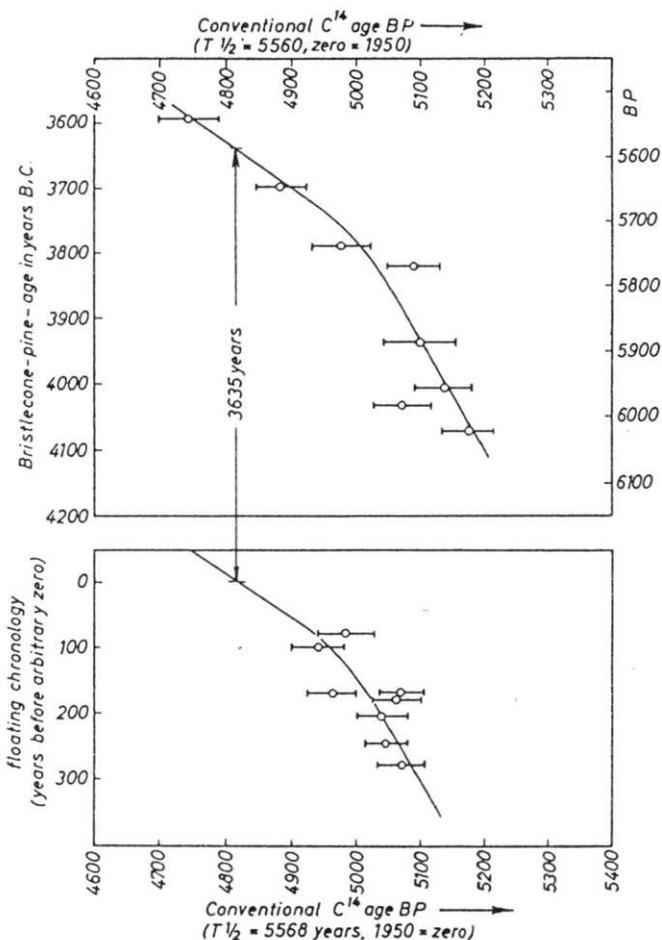


Bild 2: Absolutdatierung durch C14-Mustervergleich

Während das obere Bild C14-Daten aus der Borstenkieferchronologie [Ferguson 1969] darstellt, zeigt das untere Bild C14-Daten aus Baumproben von Thayngen (und Burgäschi) [Ferguson et al. 1966]. Wir können den Knick in der Ausgleichskurve für die letztgenannten Daten nicht nachvollziehen und haben bislang niemanden finden können, der uns - von allen methodischen Problemen des C14-Mustervergleichs einmal ganz abgesehen - die Stichhaltigkeit des Vorgehens hier erläutern kann.

5. ... und wie die Dendrochronologie sich von C14 abhängig machte

1966 demonstrierte ein Team aus zwei Dendrochronologen und einem C14-Praktiker in einem methodischen Schlüsselartikel, wie sich der Stand der Technik im Umgang mit der Hilfswissenschaft C14 in Zukunft für die Dendrochronologie darstellen sollte [Ferguson et al. 1966]. Eine undatierte, also "schwimmende" Masterchronologie aus dem schweizerischen Thayngen sowie Burgäschi-Süd war historisch als neolithisch vordatiert und wurde dann mit Hilfe eines Satzes von C14-Daten an einer amerikanischen, seinerzeit als abgeschlossen geltenden Jahrringchronologie synchronisiert (vgl. Bild 2). Damit erhielt diese Masterchronologie ein Absolutdatum, das durch die später heranreichende europäische Chronologie beinahe auf das Jahr genau bestätigt wurde [Becker 1992, 38]. Mit dieser "tentativen Absolutdatierung" bildete diese schwimmende Baumringchronologie den ersten Baustein einer später nahezu komplett via Amerika vorstrukturierten mitteleuropäischen Eichenchronologie. Erst knapp zwanzig Jahre später, als für sämtliche Lücken nach und nach Füllsequenzen gefunden worden waren, erhielt diese die finale *dendrochronologische* Absicherung.

Im Jahre 1966 erfuhren die deutschen Dendrochronologen, daß das *Tree-Ring-Laboratory* von Arizona für *Pinus aristata* (Borstenkiefer) die bisher längste zusammenhängende Baumringchronologie erarbeitet hatte. Der C14-Wissenschaftler H.E. Suess - Ko-Autor des methodischen Schlüsselartikels von 1966 - hatte mit Hilfe dieser langen Baumringchronologie eine C14-Kalibrierung durchgeführt. Dabei war er zu der Überzeugung gekommen, daß die Annahme eines konstanten C14/C12-Verhältnisses in der Vergangenheit nur sehr eingeschränkt zutrifft. In dem "brüderlichen Wettstreit zwischen den beiden Datierungsmethoden" war damit, wie der deutsche Forstbotaniker und Dendrochronologe B. Huber indirekt andeutete, die Dendrochronologie an die erste Stelle gerückt [Huber 1966, 1].

Schon lange vor 1966 hatte sich H.E. Suess dafür eingesetzt, die Fundamentalannahme fallen zu lassen und zudem als erster konsequent die Erarbeitung von Kalibrierkurven eingefordert (vgl. Bild 3). Mindestens seit 1963 führte Suess regelmäßig Messungen für das *Tree-Ring-Laboratory* in Arizona durch. 1965 veröffentlichte er im *Journal of Geophysical Research* eine erste, die jüngsten 2.000 Jahre überstreichende Kalibrierkurve. Diese

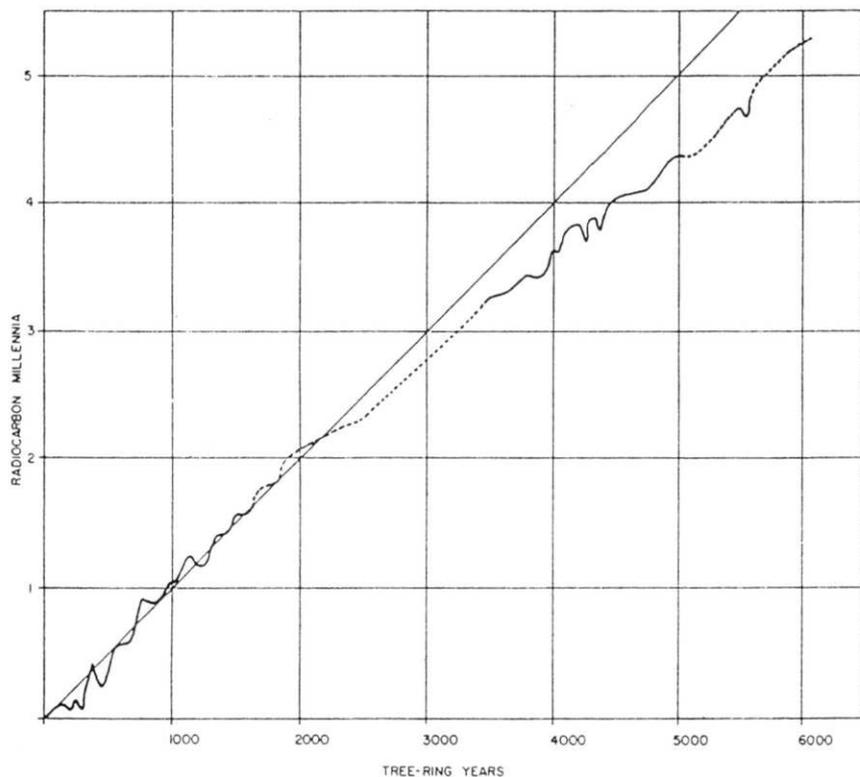


Bild 3: Kalibrierkurven

In dieser Kalibrierkurve von 1970 [Berger 1970, 96] kommt der Glaube an die Stationarität der C14-Konzentration trotz des abweichenden Verhaltens für die weiter zurückliegende Vergangenheit noch sehr deutlich zum Ausdruck. Bis zur Zeitenwende ist die Abdeckung der Winkelhalbierenden trotz aller Schwankungen perfekt. Auch der gestrichelte Bereich im ersten vorchristlichen Jahrtausend suggeriert durch die Parallelität zur Winkelhalbierenden noch 'reguläre' Verhältnisse. Zur Kritik an der Form der Schwankungen vgl. S.380-384.

Kurve machte eines deutlich: Der Autor akzeptierte gewisse Schwankungen, doch die Vorstellung eines grundsätzlichen Ungleichgewichts zwischen Produktion und Zerfall von C14 schien ihm undenkbar. Seine Kalibrierkurve mäanderte 'treu und brav' längs der Winkelhalbierenden, die das vollkommene Gleichgewicht zwischen Zerfall und statisch bleibender Produktion repräsentiert.

Im Jahre 1966 gehörte Suess zu den fortschrittlichsten Chronologen. Ihm war als einem der ersten klar, daß man eine Holzprobe nur mit Hilfe mehrerer C14-vermessener Baumringe vordatieren konnte. Die C14-Werte ergaben ein Schwankungsmuster, das zur Datierung verwendet werden konnte, wenn es mit dem anderer Holzproben übereinstimmte. Ein ähnliches Vorgehen waren ja die Dendrochronologen mit den Dickenmustern ihrer Baumringproben gewohnt. C.W. Ferguson vom *Tree-Ring-Laboratory* in Arizona - übrigens auch ein Ko-Autor des oben genannten Schlüsselaufsatzes von 1966 - errichtete seine Suess weiterführende und am Ende mehr als 7.000 Jahre überdeckende Baumringchronologie in einem Gewalttritt an den stagnierenden Europäern vorbei. Er brauchte dazu nur etwa drei Jahre.

Wie konnte ihm das so schnell gelingen? Wir müssen vermuten, daß die *Pinus aristata*-Baumringchronologie selber über C14-Mustervergleiche aufgebaut wurde, dem damals modernsten und erfolgversprechendsten Verfahren; allem Anschein nach wurde die *Pinus aristata*-Baumringchronologie nur notdürftig mittels dendrochronologischer Kriterien verifiziert. Die Veröffentlichungen zu diesem Themenkomplex sind rar und lediglich rudimentär. Selbst in der Hauptveröffentlichung von 1969 fehlen für diese Baumringchronologie genaue dendrochronologische Angaben [Ferguson 1969; auch 1965]. Sie repräsentiert unseres Erachtens vor allem die vorgefaßte Meinung, wie in radiometrischer Hinsicht eine Kalibrierkurve auszusehen hat. Der schnelle 'Erfolg' bei der Konstruktion der *Pinus aristata*-Baumringchronologie muß um so mehr verwundern, als bekannt ist, daß die Borstenkiefer (*Pinus aristata*) viel schlechtere dendrochronologische Eigenschaften als die europäischen Eichen besitzt (Ringdicken im μm - statt im mm-Bereich, bis zu 5 % Fehlringe, Auswertbarkeit nur eines Bruchteils aller Ringe, Wechsel des Bohrkerne innerhalb eines Baumes, erheblich geringere Belegdichten usw.). Das mußte den Verdacht verstärken, daß die Konstrukteure der *Pinus aristata*-Baumringchronologie das Hilfsmittel C14 noch nötiger hatten als die europäischen Eichenchronologie-Konstrukteure.

Bei dem Versuch, die Entstehungsgeschichte der europäischen Eichenchronologien zu verstehen, erkannten wir ziemlich rasch, daß sämtliche relevanten Eichenchronologien - teilweise nach langer Ablehnung dieses Verfahrens - eine Phase der "tentativen Absolutdatierung" der entsprechenden Teilsequenzen über C14-Mustervergleiche mit der Baumringchronologie der amerikanischen Borstenkiefer durchlaufen hatten. Das bestätigte unsere Ansicht, daß sich ohne Zuhilfenahme von Vordatierungsmethoden kein Erfolg einstellen will. Wir konnten uns nur darüber wundern, daß die Europäer so blauäugig den Amerikanern vertrauten. Gerechterweise müssen wir ergänzen, daß die Europäer anfangs zögerten und teilweise diese Art der Vordatierung grundsätzlich ablehnten. Erst in den 70er Jahren schwand dieser Widerstand. B. Becker benutzte die *Pinus aristata*-Baumringchronologie schon 1973 [Becker/Suess 1977], die Iren erst nach einem heftigen, in der Zeitschrift *Nature* ausgetragenen Streit [Pearson et al. 1977] dann spätestens mit Beginn der 80er Jahre [Baillie 1983].

Wir begegneten in allen Veröffentlichungen, die in irgendeiner Form Bezug auf die Borstenkieferchronologie von Ferguson nahmen, einem unerschütterlichen Vertrauen in ihre Richtigkeit. Wo dennoch die Frage über die methodische Sicherheit gestellt werden mußte, wurde auf die Bestätigung von Ferguson's Chronologie durch LaMarche und Harlan [1973] verwiesen. (Diese brachten das Kunststück fertig, eine eigene Chronologie innerhalb ganz weniger Jahre im Anschluß an offenbar eine einzige Sammelperiode aus 118 Ringsequenzen fertigzustellen...) Ferguson gräbt seinen Verteidigern eigenhändig das Wasser ab, indem er lediglich feststellen kann, daß es "keinen Konflikt gibt" zwischen der temperaturbestimmten Baumringfolge von LaMarche/Harlan, die an der oberen Baumwuchsgrenze der White Mountains entstanden ist, und seiner eigenen feuchtigkeitsbestimmten Baumringfolge aus der unteren Baumwuchsgrenze [Ferguson 1979, 209]. Die beiden Chronologien können also nach dendrochronologischen Gesichtspunkten nicht miteinander verglichen werden, da die Ringdicken von unterschiedlichen klimatischen Faktoren abhängig sind.

6. Aufs falsche Pferd gesetzt oder: das Simultanitätsprinzip ist falsch

Alles wäre anders gekommen, wenn W.F. Libby 1949 seine Hausaufgaben ordentlich erledigt hätte. Diese bestanden vor allem darin, das Simultani-

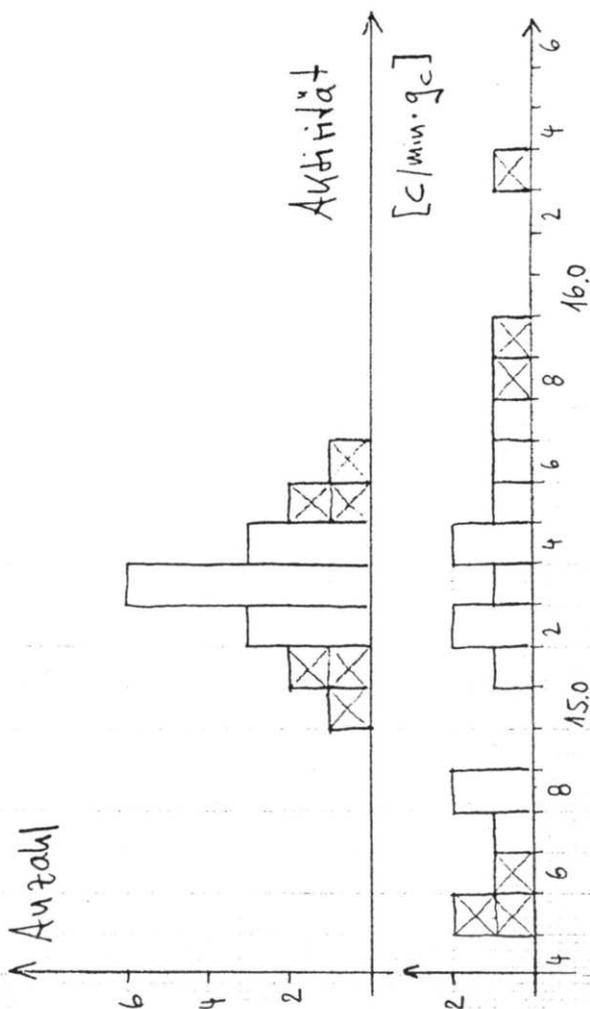


Bild 4: Histogramm der von Libby bis 1949 durchgeführten Aktivitätsmessungen an 18 zeitgenössischen Hölzern.

Der untere Bereich führt die tatsächlich gemessenen Werte auf, der obere gibt die nach dem angegebenen Mittelwert von 15.3 ± 0.1 ($\text{c/min} \cdot \text{gc}$ = Zerfallereignisse je Gramm Kohlenstoff und Minute; in der 1952 im Buch "Radiocarbon Dating" angegebenen Form) eigentlich zu erwartenden Werte wieder.

tätsprinzip im Sinne der räumlichen Invarianz des C14/C12-Verhältnisses in gleichzeitig stoffwechselnden Organismen zu verifizieren. Libby hatte die Erledigung dieser Überprüfung anhand lebender Organismen veranlaßt, weil sie die Grundvoraussetzung für eine Verschärfung in Richtung der Fundamentalannahme war. Wenn nicht einmal die räumliche Invarianz für die heutigen Verhältnisse nachgewiesen werden konnte, dann würde die ungleich weitreichendere Hypothese über räumliche und zeitliche Invarianz gänzlich sinnlos sein. Libby ließ bis 1949 stichprobenartig die C14/C12-Werte von 18 zeitgenössischen Hölzern aus allen Herren Ländern vermessen. In einem Artikel für *Science* [Libby et al. 1949] konnte er daraufhin das erfolgreiche Bestehen des Tests auf räumliche Invarianz vermelden: Es war mit einer Streuung zu rechnen, die lediglich ± 50 Jahren entsprach.

Eine unvoreingenommene Analyse seiner Meßergebnisse kommt dagegen zu einem völlig anderen Ergebnis: Die Spannweite zwischen dem kleinsten und größten Wert entsprach einer Differenz im C14-Alter von rund 1.000 Jahren, während zugleich die Meßwerte beinahe gleichmäßig, ohne eine signifikante Verdichtung über diesen Bereich verteilt sind. Der Grund für die Diskrepanz zu der schmeichelhaft kleinen Varianz von ± 50 Jahren liegt im methodischen Vorgehen Libby's. Dieser gründete seine Auswertung auf die Annahme einer Normalverteilung der Meßwerte. Das ist gleichbedeutend mit der Annahme, daß die fehlerhaft gemessenen Werte alle um *einen einzigen* "wahren" Wert streuen. (Das war ja auch das, was Libby eigentlich nachweisen wollte.) Wenn dem so wäre, hätten die Meßwerte annähernd glockenförmig verteilt sein müssen, wie es in der Graphik (siehe Bild 4) die obere, allerdings fiktive Verteilung anzeigt. Nur die untere, weitaus unvoreteilhaftere Verteilung gibt dagegen die *tatsächlichen* Meßwerte wieder. Dieser kann eine glockenförmige Verteilung beim besten Willen nicht zugesprochen werden.

Das Fazit: Libby hat geschummelt. Er hat die Methoden so angewendet, daß herauskam, was er sehen wollte: Eine räumliche Invarianz des C14/C12-Verhältnisses gleichzeitig lebender Organismen. So schuf er die Ausgangssituation, in der die Verschärfung des - angeblich verifizierten - Simultanitätsprinzips zur Fundamentalannahme als Selbstverständlichkeit akzeptiert wurde. Diese Unsitte, sich eine vom Konsumenten als sicher aufzufassende Zeitangabe aus einer größeren Menge von an sich disparaten

Meßwerten unter Zuhilfenahme unzulässiger Hypothesen zu erschleichen, wird bis auf den heutigen Tag kultiviert (Das haben wir am Beispiel der Behandlung der C14-Daten des sog. "Cadbury-Massakers" [Campbell et al. 1979] anlässlich des Vortrages in Hamburg gezeigt. Wir verweisen dazu auch auf das kommende Buch.)

Auf der C14-Konferenz in Uppsala 1970 war es - für jeden aufmerksamen Beobachter erkennbar - zum entscheidenden Sündenfall gekommen. Es ging dabei ebenfalls um das Simultanitätsprinzip. Während dieses von J.C. Lerman et al. in einem Vortrag über "C14 in Baumringen aus verschiedenen Gegenden" bestätigt wurde [Lerman et al. 1970, 295], präsentierte H.S. Jansen gemeinsam mit T.A. Rafter C14-Messungen an den Jahrringen eines neuseeländischen Kauri-Baums, die eine völlig andere Tendenz als die der amerikanischen Borstenkiefer aufwiesen und damit dem Simultanitätsprinzip widersprachen [Jansen 1970]. Die anhand dieser Werte erstellte Kalibrierkurve wich systematisch von der Winkelhalbierenden als Äquivalent zum Gleichgewichtszustand zwischen Produktion und Zerfall von C14 ab und zeigte damit eine gegenüber der Zerfallsrate um 45% erhöhte Produktionsrate an. Jansen hatte seine Meßergebnisse bereits 1962 im *New Zealand Journal of Science* [1962, 74ff.] veröffentlicht, ohne daß es zu einer Reaktion gekommen war. Die Debatte verzeichnete allerdings trotz der offensichtlichen Brisanz der vorgelegten Daten ausschließlich Fragen zur chemischen Aufbereitung der vermessenen Hölzer. Nur an einer Stelle bekannte sich Rafter zu seinem Unbehagen, indem er seinen "Verdacht" zum Ausdruck brachte, daß mit der südlichen Hemisphäre irgendetwas anders verlaufe. P.E. Damon lieferte daraufhin das Stichwort "Fehlringe", das Rafter zu der Äußerung veranlaßte, daß die Einfügung von rund 50 % Fehlringen das Ganze wieder ins Lot bringen würde.

Durch Einfügen von Fehlringen ließ sich das Problem allerdings nicht lösen. Bereits 1969 hatte W. Shawcross in einem Artikel für *World Archaeology* den C14-Wissenschaftlern die Situation vorgehalten und zugleich die Sorge ausgesprochen, daß "es einen erschauern könnte bei dem Gedanken, was ein weiterer noch älterer Kauri-Baum enthüllen könnte" [Shawcross 1969, 191]. Shawcross, von Beruf Historiker, hätte für Neuseeland gerne auf die Hilfswissenschaft C14 zurückgegriffen, da es Schwierigkeiten gab, eine absolute Chronologie für die Zeit vor der Besiedelung durch die Europäer

zu erstellen. Er erledigte hier nur die Schularbeiten für die C14-Wissenschaft, indem er Informationen über die Wuchsgewohnheiten des Kauri-Baums zusammentrug, um eine Aussage über die Verlässlichkeit der Kalibrierkurve zu bekommen. Während die C14-Wissenschaftler den einzigen Ausweg aus dem Desaster in der Annahme von Fehlringen sahen, führte er die Erfahrung eines Forstwissenschaftlers an, daß Kauri-Bäume zur Ausbildung von Doppelringen neigen [ebd., 192]. Das verschärfte die Situation natürlich noch zusätzlich.

1970, in der heißen und entscheidenden Phase der Fundamentierung der C14-Methode, geschah auf der Tagung von Uppsala Skandalöses: Zehn Jahre lang hatte die wissenschaftliche Weltöffentlichkeit gewartet, wie die C14-Gemeinde mit dem Zusammenbruch der Fundamentalannahme, der 1960 offensichtlich geworden war, umgehen würde. Es gab zwei Möglichkeiten: Bekennen, daß die zur Sicherung der Methode zugrundezulegenden Hypothesen falsch waren, oder einen Ersatzweg skizzieren, auf dem das Gefährd "Absolutdatierung" dennoch ans Ziel gebracht werden konnte. Der Titel des Symposiums brachte diesen Zwiespalt deutlich zum Ausdruck: "Radiocarbon Variations and Absolute Chronology". Man hatte sich - trotz dieses eklatanten und in dem Vortrag von Jansen direkt zur Sprache gebrachten und belegten Widerspruchs - mit der als unumstößlich präsentierten Hypothese einer räumlichen Invarianz des C14/C12-Verhältnisses unbegründet für die zweite Alternative entschieden. Der ernsthafte Einstieg in die Debatte über "Kauri-Baum versus Borstenkiefer" hätte das Aus für die C14-Methode bedeutet.

7. Kann es derartige Muster der C14-Schwankungen überhaupt geben?

Wir haben gezeigt, wie an der Wiege der C14-Methode die Augen vor dem alles entscheidenden Problem verschlossen wurden. Libby maß eine Bandbreite von 1.000 (in Worten: eintausend!) C14-Jahren in seinen zeitgenössischen Holzproben und versicherte seiner Gefolgschaft einen Fehler von lediglich ± 50 Jahren. Wir haben darauf hingewiesen, daß die Synchronisierung von Hölzern regional unterschiedlicher Herkunft über C14 - zumal wenn sie den Atlantik zwischen sich haben - auf die Gültigkeit der Simultanmethode angewiesen ist. Wir wollen jetzt zeigen, daß die C14-Muster selber, auf die es bei der Synchronisierung von Jahrringfolgen nach allge-

mein anerkannter Weise ja ankommt, die entscheidenden Hinweise auf die Ungültigkeit des Simultanitätsprinzips enthalten. Diese Muster, deren Auswertung als "state of the art" [Baillie 1995] der Dendrochronologie gelten, verweisen auf unlösbare Widersprüche in der C14-Methode und damit auch in der Dendrochronologie.

Die Kalibrierkurven zeigen, daß das C14/C12-Verhältnis in der Vergangenheit schwankte. Dieses Schwanken kann einerseits nur aus einer zeitweisen Steigerung der C14-Produktion oder - äquivalent dazu - einem Verschwinden von C12-Atomen folgen. Dann haben wir einen Abschnitt der Kalibrierkurve vor uns, der steiler als die Winkelhalbierende verläuft (**Kurvenform A**). Oder das Schwanken folgt andererseits aus einer zeitweisen Verminderung der C14-Produktion oder einer Vermehrung von C12-Atomen. Dann haben wir einen Abschnitt der Kalibrierkurve vor uns, der flacher als die Winkelhalbierende verläuft (**Kurvenform B**). Es ist zu vermerken, daß diese Kurvenform B für die charakteristischen C14-Muster eine untergeordnete Rolle spielt. Es gibt nämlich noch eine dritte Art, wie die Kalibrierkurve verläuft: Dabei wird das Vorzeichen der Steigung der Kurve negativ (**Kurvenform C**). Der Grund hierfür kann nur in einer ganz erheblichen Vermehrung von C12-Atomen liegen, denn selbst ein totaler Stop der C14-Produktion kann die Kalibrierkurve nur in die Waagerechte zwingen, nicht aber ihre Steigung negativ machen.

Ein zusätzliches Auftauchen oder anteiliges Verschwinden "fossiler" (also C14-loser) Kohlenstoffverbindungen in den erforderlichen Mengen ist ebenso fragwürdig wie das anteilige Verschwinden von C14. Nur die Kurvenformen **A** und **B** erscheinen auf den ersten Blick überhaupt mit "normalen" Mitteln - nämlich mit einer Änderung der Produktionsrate für C14 - erklärbar. Doch während die Aktivitätsänderungen im Bereich einiger Prozentpunkte während eines Zeitraum von üblicherweise einigen Jahrzehnten bleiben, wachsen sich die dazu äquivalenten Produktionsratensteigerungen zu einem Vielfachen des "Normalen" aus. Ein Anstieg auf das Sechsfache [aus Daten in Vogel 1969, 1144] oder sogar Vierzehnfache [aus Daten in Mook 1972, F27] wäre zu verzeichnen, um die fraglichen C14-Schwankungen erklären zu können. Die der Kurvenform **C** entsprechende Umkehrung dieser fast immer gemeinsam ausgewiesenen Tendenz kann aus einer entsprechend hohen, jedoch negativen Produktionsrate natürlich nicht folgen, denn das alleinige Verschwinden von C14 ist ein indiskutabler Effekt.

Tatsächlich verlangen die C14-Schwankungsmuster Produktionsraten für C14 (sowie letztlich auch für C12 zur Erklärung der Kurvenform C), die ein Vielfaches des als normal erachteten Wertes ausmachen. Ist dieser Umstand den diese Muster veröffentlichenden Wissenschaftlern bewußt? Können sie erklären, wie diese 'Schwankungen' der Produktionsrate zustande kommen, wo doch die allgemeine Tendenz der veröffentlichten Kalibrierkurven für eine konstante Produktionsrate spricht, die vor 10.000 Jahren allenfalls etwas geringer war als heute? Können sie die Bereiche ihrer Kalibrierkurven erklären, die der Kurvenform C entsprechen und am Ende nur durch gewaltige Injektionen mit fossilem Kohlenstoff verursacht worden sein können? Alle diese Fragen müssen mit "nein" beantwortet werden. Bezeichnenderweise ist die konsequente Analyse dieser C14-Muster im Hinblick auf die C14-Produktion - trotz ihrer fundamentalen Bedeutung auch für die Dendrochronologie - unterblieben. Es bleibt bei allgemein gehaltenen Ursachenvermutungen in Richtung Änderung des irdischen Magnetfeldes, der Sonnenaktivität und der kosmischen Strahlung. Dabei wird in der Regel nur die Änderung der Aktivität betrachtet und quantitativ angegeben. Diese spielt sich, wie gesehen, im Prozentbereich ab und präsentiert sich damit als recht zahm. Und so bleibt auch die (faktisch unmögliche) Invertierung der Produktionsrate für C14 unentdeckt. Doch die Berechnung der dazugehörigen Produktionsrate führt - im Rahmen einer uniformitaristischen Betrachtungsweise - zu unvorstellbar großen Werten. Wie könnte man nun die C14-Muster erklären?

a) *Unzulässige Kurvenzüge - Meßfehler oder Verletzung des Simultanitätsprinzips:* Wenn die C14-Aktivität regional so stark streuen würde, daß ein Ensemble aus Jahrringen verschiedener Bäume nurmehr ein breites C14-Band statt eines linienförmigen C14-Musters erzeugt, dann stellte eine Kalibrierkurve bekannter Machart eine illegitime Näherungskurve innerhalb dieses Bandes dar. Das ist vom Ergebnis her genau das, was die offiziellen Kritiker der Verwendung von C14-Mustern zu Synchronisierungszwecken stets behauptet haben [Damon 1978, Clark, 1975-1980]. Sie hoben angesichts der Streuung bei replikaten Messungen auf Meßfehler ab. Zweifellos hätte ein Aufzeigen der an sich unmöglichen Ursachen für die Kurvenform C ihnen noch mehr Gehör verschafft. Wir wollen die Frage "Meßfehler oder räumliche Varianz" an dieser Stelle nicht entscheiden. Vom Effekt her bedeutete es gleichermaßen, daß die C14-

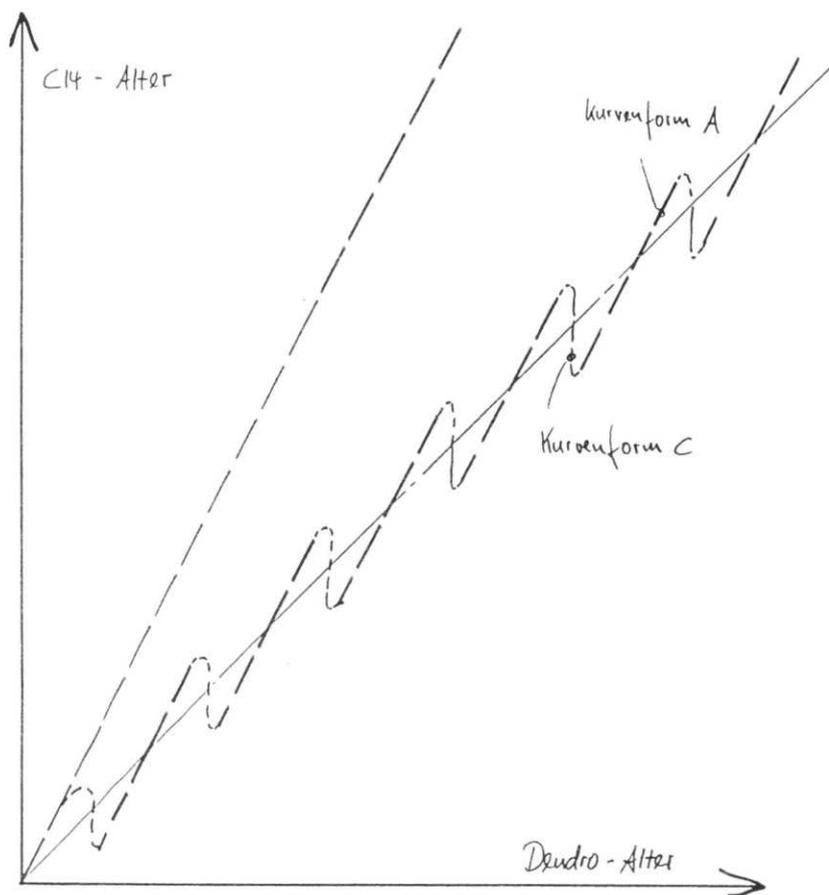


Bild 5: Entstehung der C14-Muster durch künstliche Verjüngung.

Wenn die Produktionsrate für C14 systematisch höher als die momentane Zerfallsrate von 6 bis 9 kg C14 pro Jahr liegt (ungesättigter Zustand), dann läge die tatsächliche Kalibrierkurve oberhalb der Winkelhalbierenden. In dem Bild ist schematisch verdeutlicht, wie die C14-Muster durch Auseinanderreißen der Sequenz und zwangsweiser Anordnung der Teilsequenzen auf der Winkelhalbierenden (gesättigter Zustand) entstehen. Die Teilstücke entsprechend Kurvenform C wären künstlich erzeugt, um wieder zu einem geschlossenen Kurvenzug zu kommen.

Muster letztlich Artefakte einer mathematischen Behandlung des Meßwertkorpus darstellen und keine realen Effekte sind. Dendrochronologen wären wieder da angelangt, wo sie nach Zusammenbruch der Fundamentalannahme bereits einmal gestanden haben: Selbst mit einer Vielzahl von C14-Meßwerten ist eine ausreichend genaue Vordatierung nicht zu haben.

b) *Verbiegen der tatsächlich viel steiler verlaufenden Kalibrierkurve zur Winkelhalbierenden durch Zerstückeln und zusätzliches Einfügen von "erfundene" Bereichen entsprechend der Kurvenform C:* Bei der Analyse der C14-Muster hatten wir bereits erkannt, daß diese Muster vor allem aus den Kurvenformen A und C bestehen. Nur für die Kurvenform A gibt es eine haltbare Erklärung: Die produzierte Menge an C14 übertrifft die Menge, die zerfällt. Die Kurvenform C verlangt hingegen die 'Vernichtung' von C14 oder - äquivalent dazu und einzig denkbar - die 'Impfung' mit reinem C12 (sog. fossiler Kohlenstoff). Wir halten den quasi-periodischen Wechsel von erhöhter C14-Produktion (A) und Impfung mit fossilem Kohlenstoff (C) für unsinnig. Es erscheint uns dagegen durchaus möglich, daß diese anormalen Bereiche (C) letztlich durch Einfügung entsprechender Ringsequenzen erkünstelt wurden, um das naturgeschichtliche Paradigma des Uniformitarismus bedienen zu können (vgl. Bild 5). Da die Streuung der Meßwerte in der Regel sehr groß ist - vgl. Erklärungsansatz a) - sind diese Bereiche relativ leicht hineinzumogeln.

Der Erklärungsansatz a) beinhaltet die Nichtanwendbarkeit des Simultanzitätsprinzips. Denn entweder sind die Messungen verschiedener Labors (oder auch nur von aufeinanderfolgenden Tagen in einem Labor) nicht korrelierbar, oder es gibt räumliche C14-Schwankungen. In jedem Fall wäre die Glaubwürdigkeit aller Baumringchronologien bedroht. Der Erklärungsansatz b) stellt die im Umlauf befindlichen Kalibrierkurven ebenfalls grundsätzlich in Frage. Dieser Ansatz wendet sich zuvorderst gegen die nie bewußt gewordene, zugleich aber zentrale Voraussetzung der C14-Methode, daß für die vergangenen 50.000 Jahre dieselben Bedingungen gegolten haben sollen wie für die vergangenen 50 Jahre. Er setzt dagegen voraus, daß in der jüngeren Vergangenheit entweder die globale C14-Uhr durch eine entsprechende Ergänzung des C12-Reservoirs zurückgesetzt wurde oder daß sich die Produktionsrate für C14 nachhaltig erhöht hat. In jedem

Fall wäre die richtige Kalibrierkurve (oder bei entsprechender Unsicherheit das Kalibrierband) steiler als die Winkelhalbierende. Damit wären fast alle bisher gemessenen Proben - Vertrauenswürdigkeit der Messungen einmal angenommen - erheblich jünger als bisher angenommen.

Ihren Protest gegen die hier vorgestellten Erklärungsansätze sollte die C14-Wissenschaft vorsichtig formulieren. Schließlich ist nicht nur eine unbewältigte Altlast zu verdauen (Libby's Schummel-Ouvertüre), sondern auch zuzugestehen, daß weder die Ursachen für die C14-Muster, noch die für die 'Abweichler', wie der oben beschriebene Kauri-Baum, auch nur ansatzweise geklärt sind. Der Protest aus dem Lager der Dendrochronologen sollte sich dagegen direkt an den 'Waffenbruder' C14 richten, der den Dendrochronologen wiederholt die Aufklärung über methodische Probleme schuldig geblieben ist. Die C14-Gemeinde hat zu diesen Problemen geschwiegen, weil ihr sonst die einzig verbliebene Rettung versagt geblieben wäre: die Zuarbeit der Dendrochronologen.

Wir sind uns im Klaren darüber, daß es hier um Prozesse geht, die kaum je auf bewußter Täuschung oder Irreführung beruhen. Um so deutlicher tritt die prägende Kraft von Selbstverständlichkeiten in den Vordergrund, die in alle Bewußtseinsebenen diffundiert sind. Eine ist hier benannt worden: das Selbstverständnis, daß auch in der Vergangenheit keine anderen Verhältnisse die Entwicklungsprozesse beeinflussen konnten als die heute herrschenden (= Uniformitarismus). Die Wirksamkeit dieses Selbstverständnisses ist bereits in Libby's Hinwegfegen eindeutiger Indizien für einen disparaten C14-Befund zu erkennen. Er tat es, um dieses Selbstverständnis überhaupt erst wirksam werden zu lassen, indem er durch seine Schummelei den Weg frei machte, die damaligen - angeblich regulären - Verhältnisse auf die Vergangenheit übertragen zu können.

Wir erkennen dieses Selbstverständnis schon in den ersten Kalibrierkurven. Dort stand die Winkelhalbierende als Garant der Fortschreibbarkeit heutiger Verhältnisse - trotz aller Schwankungen. Wir interpretieren die Versäumnisse bei der Analyse der C14-Muster ebenfalls als Folge unbewußt bleibender Ansichten über die begrenzte Möglichkeit von Prozessen in der Natur. Den ausdauerndsten und zugleich eifrigsten Verfechter der Verwendung der C14-Muster, H.E. Suess, hat es am Ende nie wirklich

interessiert, wie diese Muster tatsächlich von der Natur erzeugt werden. Ihm hätte aber der Bleistift, mit dem er anfänglich die Kurven durch die Meßwertmuster zog, bei der ersten von ihm kreierten unmöglichen Kurvenform (C) aus der Hand fallen müssen. Denn dieser Abschnitt bedeutete eine dramatisch schnelle und nachhaltige Impfung der Atmosphäre mit fossilem Kohlenstoff, d.h. C12. Suess lehnte diese Ursache allerdings ausdrücklich ab, weil sie eine stärkere Temperaturänderung (zur Freisetzung fossilen Kohlendioxids aus dem Tiefenwasser der Ozeane) benötigt hätte, als zur Beendigung der Eiszeit nötig gewesen sei [Suess 1965, 5949]. Stattdessen verteidigte er noch 1990 den Ausspruch von Lukrez, daß die Natur keine Sprünge mache, und beharrte - letztlich aus einem Gefühl heraus und ohne wirksames Argument - auf dem Uniformitarismus [Suess/Linick 1990, 406].

8. Zusammenfassung und Ausblick auf die Warwenchronologie

Unser Ziel war zu zeigen, daß die Dendrochronologie bei der Erstellung der europäischen Eichenchronologien auf eine Methode gesetzt hat, die nicht haltbar ist. (Für die amerikanische Dendrochronologie gilt Entsprechendes.) Wenn die europäischen Dendrochronologien richtig sein sollten, wäre das nur ein schöner Zufall. Wir glauben nicht daran, daß man mit permanenter Anwendung unzulänglicher Methoden am Ende doch zum richtigen Ziel kommen kann. Für uns ergeben sich im Anschluß an diesen Artikel zwei Aufgaben. Die hier zusammengetragenen Befunde und dargelegten Schlußfolgerungen werden detaillierter und differenzierter in Buchform vorgelegt und bekommen deshalb derzeit eine Überarbeitung. Nicht zuletzt die Reaktionen auf unseren Vortrag in Hamburg anläßlich des Jahrestreffens sowie auf diese Ausführungen möchten wir abwarten und gegebenenfalls mitverarbeiten.

Zugleich ist unübersehbar, daß unsere Kritik an der Dendrochronologie sowie an der C14-Methode auf die absolute Chronologie des Postglazials durchgreift. Nicht zuletzt wegen des (zum wissenschaftlichen Allgemeingut gehörenden, aber erstaunlich dürftig begründeten) Datums für das Ende der letzten Eiszeit wurde die Mindestlänge der zu konstruierenden Baumringchronologien auf etwa 10.000 Jahre veranschlagt. Einer der Begründer dieses Datums ist G.J. De Geer, der Anfang des Jahrhunderts eine ca. 7.000 Jahre zurückreichende Warwenchronologie erstellt hatte, die mit

ähnlichen Methoden wie eine Baumringchronologie erarbeitet worden war und ausschließlich postglazial entstanden sein soll. Die uns bislang mehrfach begegnete Bemerkung, daß diese Chronologie wenigstens im Groben mit den modernen kalibrierten C14-Daten konform gehe (ohne bislang auf die entsprechende Fachveröffentlichung gestoßen zu sein), betrachten wir als einen Prüfstein für unsere hier nur in Grundzügen dargelegte Kritik.

Literatur

- Aitken, M.J. (1990): *Science-based dating in archaeology*; London · New York
- Baillie, M.G.L. (1983): "Belfast dendrochronology: the current situation"; in: *Ottaway* (Hg. 1983) 15-24
- (1995): *A Slice through time. Dendrochronology and precision dating*; London
- Becker, B. (1980): "Tree-ring dating and radiocarbon calibration in south-central Europe"; in: *Radiocarbon* 22 (2) 219-226
- (1992): "The history of dendrochronology and radiocarbon calibration"; in: *Taylor et al.* (Hg. 1992) 34-49
- Becker, B./ Frenzel, B. (1977): "Paläoökologische Befunde zur Geschichte postglazialer Flußauen im südlichen Mitteleuropa"; in: *Frenzel* (Hg. 1977) 43-61
- Becker, B./ Schmidt, B. (1982): "Verlängerung der mitteleuropäischen Eichenjarringchronologie in das zweite vorchristliche Jahrtausend (bis 1462 v.Chr.)"; in: *Archäologisches Korrespondenzblatt* XII 101-106
- Becker, B./ Suess, H.E. (1977): "Der Radiocarbongehalt von Jahrringproben aus postglazialen Eichenstämmen Mitteleuropas"; in: *Frenzel* (Hg. 1977) 43-61
- Berger, R./ Suess, H.E. (Hg. 1979): *Radiocarbon Dating*. Proceedings of the Ninth International Conference, Los Angeles and La Jolla; Berkeley (University of California Press)
- Berger, R. (Hg. 1970): *Scientific methods in medieval archaeology*; Berkeley
- Campbell, J.A./ Baxter, M.S./ Alcock, L. (1979): "Radiocarbon dates for the Cadbury massacre"; in: *Antiquity* LIII 31-38
- Clark, R.M. (1975): "A calibration curve for radiocarbon dates"; in: *Antiquity* XLIV 251-266
- (1979): "Calibration, Cross-validation and Carbon 14. I"; in: *Journ. Roy. Statist. Soc. A* 142 (1) 47-62
- (1980): "Calibration, Cross-validation and Carbon 14. II"; in: *Journ. Roy. Statist. Soc. A* 143 (2) 177-194
- Damon, P.E./ Lerman, J.C./ Long, A. (1978): "Temporal fluctuations of atmospheric 14C: causal factors and implications"; in: *Ann. Rev. Earth Planet. Sci.*

- Eckstein, D. (1984): "Die dendrochronologische Methode"; in: *Jankuhn* (Hg. 1984) 39-43
- Ferguson, C.W. (1965): *Longevity of Bristlecone Pine, Pinus aristata*; Vortrag gehalten auf dem AAAS Treffen, Berkeley (Kalifornien) am 30.12.1965
- (1969): "A 7104-year annual tree-ring chronology for bristlecone pine, *Pinus aristata*, from the White Mountains, California"; in: *Tree-Ring-Bulletin* 29 (3-4) 3-29
- (1979): "Dendrochronology of Bristlecone Pine, *Pinus longaeva*"; in: *Environment International* 2 209-214
- Ferguson, C.W./ Huber, B./ Suess, H.E. (1966): "Determination of the Age of Swiss Lake Dwellings as an Example of Dendrochronologically-Calibrated Radiocarbon Dating"; in: *Zeitschrift für Naturforschung* 21a (7) 1173-1177
- Frenzel, B. (Hg. 1977): "Dendrochronologie und postglaziale Klimaschwankungen in Europa. Verhandlungen des Symposiums über die Dendrochronologie des Postglazials, Grundlagen und Ergebnisse, 13. - 16. Juni 1974"; Wiesbaden
- Hollstein, E. (1970): "Dendrochronologische Untersuchungen an Hölzern des frühen Mittelalters"; in: *Acta Praehistoria et Archaeologica* 1 147-156
- (1977): "Eichenchronologie Westdeutschlands und der Schweiz aus römischer und vorrömischer Zeit"; in: *Frenzel* (Hg. 1977) 16-24
- Huber, B. (1966): "Jahrringchronologische Untersuchungen"; als Bericht über das Jahr 1966 an die DFG vom 21. November 1966 (Bad Godesberg)
- Illig, H. (1991): "Dendrochronologische Zirkelschlüsse"; in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* III (3-4) 125-129
- Jankuhn, H. (Hg. 1984): *Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen an ländlichen und frühstädtischen Siedlungen im deutschen Küstengebiet vom 5. Jahrhundert v.Chr. bis zum 11. Jahrhundert n.Chr., Bd. 2: Handelsplätze des frühen und hohen Mittelalters*; Weinheim (DFG, Acta Humaniora)
- Jansen, H.S. (1962): "Comparison between ring-dates and ^{14}C -dates in a New Zealand Kauri tree"; in: *New Zealand Journal of Science* 5 74-84
- (1970): "Secular variations of radiocarbon in New Zealand and Australian trees"; in: *Olsson* (Hg. 1970) 262-274
- LaMarche, V.C./ Harlan, T.P. (1973): "Accuracy of Tree Ring Dating of Bristlecone Pine for calibration of the Radiocarbon Time Scale"; in: *Journal of Geophysical Research* 28 (36) 8849-8857
- Lerman, J.C./ Mook, W.G./ Vogel, J.C. (1970): " ^{14}C in tree rings from different localities"; in: *Olsson* (Hg. 1970) 275-301
- Libby, W.F. (1970): "Radiocarbon dating"; in: *Phil. Trans. R. Soc. Lond. A* 269 1-10

- Libby, W.F./ Anderson, E.C./ Arnold, J.R. (1949): "Age Determination by Radiocarbon Content: World-Wide Assay of Natural Radiocarbon"; in: *Science* 109 (4. March) 227-228
- Linick, T.W./ Suess H.E./ Becker, B. (1985): "La Jolla measurements of radiocarbon in South German oak tree-ring chronologies"; in: *Radiocarbon* 27 (1) 20-32
- Long, A. (1990): "From the editor. Summary of the international workshop on intercomparison of ^{14}C laboratories"; in: *Radiocarbon* 32 (1) iii
- Long, A./ Arnold, L.D./ Damon, P.E./ Ferguson, C.W./ Lerman, J.C./ Wilson, A.T. (1979): "Radial translocation of carbon in bristlecone Pine"; in: *Berger/Suess* (Hg. 1979) 532-537
- Long, R.D. (1973): "An Evaluation of Tree-Ring Calibration and Carbon 14 Dating"; in: *Prähistorische Zeitschrift* 48 125-132
- Mook, W.G./ Munaut, A.V./ Waterbolk, H.T. (1972): "Determination of the Age and Duration of Stratified Prehistoric Bog Settlements"; in: *Rafter/Grant-Taylor* (1972, cps) F27-F40
- Niemitz, H.-U. (1995): "Die 'magic dates' und 'secret procedures' der Dendrochronologie"; in: *Zeitensprünge* VII (3) 291-314
- Ogden, J.G., III (1977): "The use and abuse of radiocarbon dating"; in: *Annals of the New York Academy Of Sciences* 288 167-173
- Olsson, I.U. (Hg. 1970): *Radiocarbon variations and absolute chronology*; Stockholm
- Ottaway, B.S. (Hg. 1983): *Archaeology, dendrochronology and the radiocarbon calibration curve*; University of Edinburgh, Department of Archaeology (Occasional paper No. 9)
- Pearson, G.W./ Pilcher, J.R./ Baillie, M.G.L./ Hillam, J. (1977): "Absolute radiocarbon dating using a low altitude European tree-ring calibration"; in: *Nature* 270 (3. November) 25-28
- Pecker, J.-C./ Runcorn, S.K. (Hg. 1990): "The Earth's climate and variability of the sun over recent millenia: geophysical, astronomical and archaeological aspects"; in: *Phil. Trans. R. Soc. Lond. A* 330 395-687
- Rafter, T.A./ Grant-Taylor, T. (1972, compilers): "Proceedings of the Eighth International Conference", 2 Volumes; Wellington (*Royal Society of New Zealand*)
- Schwabedissen, H. (1983): "Ur- und Frühgeschichte und Dendrochronologie"; in: *Archäologisches Korrespondenzblatt* XIII 275-286
- Shawcross, W. (1969): "Archaeology with a short, isolated time-scale: New Zealand"; *World Archaeology* I 184-199
- Smith, A.G./ Baillie, M.G.L./ Hillam, J./ Pilcher, J.R./ Pearson, G.W. (1972):

- "Dendrochronological work in progress in Belfast: the prospects for an Irish post-glacial tree-ring sequence"; in: *Rafter/Grant-Taylor* (Hg. 1972) A92-A96
- Suess, H.E. (1965): "Secular Variations of the Cosmic-Ray-Produced Carbon 14 in the Atmosphere und Their Interpretations"; in: *Journal of Geophysical Research* 70 (23) 5937-5952
- Suess, H.E./ Linick, T.W. (1990): "The ^{14}C record in bristlecone pine of the past 8000 years based on the dendrochronology of the late C.W. Ferguson"; in: *Pecker/Runcorn* (Hg. 1990) 403-412
- Taylor, R.E./ Long, A./ Kra, R.S. (Hg. 1992): *Radiocarbon After Four Decades. An Interdisciplinary Perspective*; New York · Berlin · Heidelberg
- Vogel, J.C./ Casparie, W.A./ Munaut, A.V. (1969): "Carbon-14 trends in Sub-fossil Pine Stubs"; in *Science* 166 (28. November) 1143-1145
- Willis, E.H./ Tauber, H./ Münnich, K.O. (1960): "Variations in the atmospheric radiocarbon concentration over the past 1300 years"; in *American Journal of Science Radiocarbon Supplement* 2 1-4

Dipl. Phys. Christian Blöss 10999 Berlin Erkelenzdammm 49
 Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemitz HTWK 04251 Leipzig POB 30066

"Turiner Grabtuch" - die dritte

Falsche Daten - echte Münzen

Heribert Illig

Das Turiner Grabtuch, "La Sacra Sindone", "die größte Reliquie der Christenheit" oder wie manch anderes als "die größte Fälschung aller Zeiten" tituliert [Kunz/Räther], steht im Kreuzungspunkt verschiedenster Interessen: Hier liefern sich verschiedene klerikale Strömungen Gefechte, hier wird die katholische Kirche und ihr Reliquienkult attackiert, hier geht es um die wissenschaftliche Erklärbarkeit eines seltsamen Unikats, hier beteiligen sich auf allen Seiten Naturwissenschaftler - als Steigbügelhalter, Unparteiische oder Trittbrettfahrer, hier geht es um die Kontinuität zwischen Antike und Gegenwart samt zwischengeschalteten Templern, Freimaurern oder sonstigen 'Finsterlingen'. Insofern wird dieser 'Dauerbrenner' immer wieder einmal von den *Zeitensprüngen* tangiert, weshalb erinnerungsstarke Leser die ganze Absurdität nachfolgender Meldung [*Süddeutsche Zeitung* vom 8.7. 1996] ermessen können:

"Turiner Grabtuch Christi ist vermutlich doch echt

Turin (dpa) - Das Grabtuch von Turin, das von vielen Gläubigen als Leichentuch des Gottessohnes verehrt wird, stammt möglicherweise tatsächlich aus der Zeit Christi. Zwei Forscher der Universität Turin haben auf dem Leinentuch den Abdruck einer römischen Münze entdeckt, deren Prägung auf das 16. Jahr der Herrschaft des römischen Kaisers Tiberias hinweist. Dies wäre das Jahr 29 christlicher Zeitrechnung."

Wir erinnern uns: **1978** scheut eine amerikanische Forschergruppe keinen Aufwand, um all das aufzudecken, was man diesem Tuch mit modernster Technik abringen kann, ohne es zu beschädigen. Bei der Nachbearbeitung entdeckt **1980** Prof. Francis Filas, S.J., Chicago, auf einer Großaufnahme des rechten Auges einen Münzabdruck und datiert die zugehörige Münze ins Jahr 29! [Abb. s. Illig 1989].

1988 kommt C¹⁴ zum Einsatz: Unter kirchlicher Observanz werden 20 cm² abgeschnitten und in drei Stoffproben für drei Laboratorien aufgeteilt; diese verkünden übereinstimmend die Jahreszahl 1325 ± 65 Jahre. Wer gedacht hätte, daß die 'Münzkenner' auf die Barrikaden gingen, sah sich

getäuscht - sie gingen demütig in die Knie (Ich rede hier nicht von den drei Zeitschriften der Sindonologen, sondern vom Echo in der Weltpresse). Erst ab 1990 wurde wenigstens das unheilige Procedere bei der Tuchbeschneidung publik. Sie vollzog sich zwar unter permanent laufender Video-Kamera, aber das Verstauen der drei Proben in die drei Behälter nahm der Kardinalerzbischof persönlich in der Sakristei vor - ungestört von Menschen oder Kameras. Schlichtes Fadenabzählen und -vergleichen bei verschiedenen Fotos ergab, daß die in Turin abgeschnittenen Proben nicht identisch waren mit jenen Proben, die die Laboratorien in Oxford, Zürich und Tucson analysiert hatten [Bulst 1990]. Insofern ist daraus keine Kritik an C¹⁴ abzuleiten, sondern nur, daß irgendeinem mittelalterlichen Altartuch der Turiner Diözese seither auch ein Eck fehlt...

Die Naturwissenschaftler unter den Sindonologen aber haben seit 1988 ergeben gewartet, bis sie mit dem 'alten Hut' "Antike Münze entdeckt" die seit 1980 informierte Öffentlichkeit 'schockierten'. Wir können nun mutmaßen: Dürfen C¹⁴-Daten frühestens nach acht Jahren kritisiert werden? Sollten die Laboratorien nicht als (mißbrauchte) Handlanger der Kurie vorgeführt werden? Mußte die hehre Geistlichkeit geschont werden, obwohl Jesuiten den Betrug längst offengelegt hatten? Treffen mehrere, all diese oder noch andere Gründe zu? Klarheit besteht nur bei der Haltung der katholischen Kirche: Sie legt gemäßigten Wert auf das Leichentuch, das ihr nicht als höchstrangige Reliquie gilt. Vielleicht ist dies verständlich, schließlich hat man darauf auch Blutspuren entdeckt, die davon zeugen könnten, daß der Tote gelebt habe. Zumindest haben dies zwischenzeitlich Karl Herbst [1992] und Holger Kersten [1992], im Kielwasser der alten Kampfschrift von Kurt Berna alias Naber segelnd, behauptet.

Die Datierung ins Mittelalter hat weitere 'Enthüllungen' ermöglicht. So wurde messerscharf geschlossen, daß allein Leonardo da Vinci die Negativdarstellung eines Gequälten produziert haben könne [Picknett/Prince 1995]. Das scheitert allerdings daran, daß selbst der nächstens sezierende Leonardo nicht wußte, wo die alten Römer bei der Kreuzigung die Nägel ansetzten, daß bei dieser Tortur der Daumen wegnickt und keinen Abdruck auf dem Tuch hinterläßt, und daß er wohl auch keine passende Münze für einen ihm wohl nicht bekannten Brauch zur Hand hatte.

Fast zeitgleich stellte Prof. Nicholas Allen eine uns wohlbekannte Methode vor, indem dieser Südafrikaner die Geschichte der Fotografie

umschreibt. Als allererstes Foto gilt ihm das Grabtuch, denn es könnte mit mittelalterlichen Mitteln 'geschossen' worden sein: mit einer Camera obscura, einer optischen Linse, Silbersulfat und einer Ammoniak-Lösung, sprich Urin [Kunz/ Räther 1992]. Dabei hatte zehn Jahre zuvor der Anatom Pesce Delfino bewiesen (ein allerdings unglaublicher Name!), daß es auch ohne mittelalterliches 'Polaroid' gegangen sein könnte. Er legte einfach ein Laken auf ein erhitztes Flachrelief, um den Grabtucheffect täuschend echt zu erzielen [Köhler 1992].

Man kann dieses Tuch auch in die europäische Reliquientradition und Kunstgeschichte einreihen. Wer das Buch der beiden Jesuiten Bult und Pfeiffer [1991] studiert, erfährt sehr viel darüber, wie die Christusdarstellung in der europäischen Kunstgeschichte, im Osten wie im Westen, ganz entscheidend vom Turiner Grabtuch geprägt worden ist. Er lernt auch vieles über das Auffinden, Verschwinden, Wiederauftauchen allerwichtigster Reliquien samt begleitenden Geschichts- und Geschichtenklitterungen.

Außerdem verdoppeln die Autoren die ohnehin herrschenden Probleme, weil sie gewissermaßen das Positiv-Pendant zum Sindone gefunden haben. Im Abruzenort Manoppello zeigt ein Schleier ein 'gemaltes' Porträt, das sich millimetergenau mit dem Turiner Grabtuch zur Deckung bringen läßt. Doch der "Volto Santo von Manoppello" ist kein Negativ und zeigt offene Augen; er ist so hauchzart, daß man durch ihn hindurch Zeitung lesen kann, er zeigt bräunliche und rötliche Farbtöne, aber keine Farbkrümelreste; die Einfärbung hat nicht die Schuß-, sondern allein die Kettfäden erreicht, deren Farbvariationen aber auch nicht vor dem Weben aufgetragen sein können, sofern man überhaupt die Technik der Einfärbung verstehen würde [67ff]. Nach Meinung der beiden Jesuiten handelt es sich hier zu allem Überfluß um das wahre 'Schweiß Tuch der Veronika', das dem Vatikan im 17. Jh. abhanden kam, während das weiterhin im Petersdom verwahrte Tuch - eine seiner vier Hauptreliquien - keinerlei Bildspuren (mehr) zeigt.

Dieser Schleier ist wohl als 'Schleier von Kamulia' auf wundersame Weise in Kappadokien aufgefunden [21], 574 feierlich nach Konstantinopel verbracht und zum Reichspalladion erhoben worden. Mit Hilfe dieses Bildes und einer Engelsvision soll Kaiser Heraklius 622 die Perser aus dem Land getrieben haben [22], ein Vorgang, der in meinem Konzept nicht mehr zu den Realien, sondern zu den Mirabilien gehört. Die Spur des staaterhaltenden Reichspalladions verliert sich unbegreiflicher Weise "in den ersten

Jahren des 8. Jahrhunderts" [19]. Dagegen stellt sich das "Schweiß Tuch der Veronika" etwa im 12. Jh. [18] in Rom ein.

Zurück zum Grabtuch. Indem Bult und Pfeiffer seinen Aufbewahrungsorten zwischen 544 und 1578 (Ankunft in Turin) nachgehen, liefern sie weitere Indizien für die Phantomzeit. Das Sindone wird 544 erstmals erwähnt, weil es die byzantinische Stadt Edessa gegen die Perser schützt. Dieses Edessa ist vielbenannt: heute Urfa, bei den Arabern Ruha, in vorbyzantinischer Zeit Orhai [33, 145], also ganz ähnlich wie Orhia, der baskische Namen für Karls Roncevalles. (Tragen zwei Eckpunkte europäischer Sarazenenabwehr den gleichen Namen?) Die Perser haben Edessa dann trotz heiligem Tuch gegen 612 erobert, nach der sagenhaften Rückeroberung durch Heraklius bleiben die Araber 641 Sieger.

Nachdem Stadt und Tuch lange 302 Jahre in arabischer Hand waren, rückte 'plötzlich' ein byzantinisches Heer aus und belagerte Edessa und andere Städte. Dadurch akzeptierte Kalif Al Muttaqi Verhandlungen über die Herausgabe des Tuches, um das allein es Byzanz ging. Insofern gewann, das heißt im Klartext wohl: kaufte Byzanz das Tuch 943 zurück, um es am 15. 8. 944 im Triumphzug nach Konstantinopel zu bringen [36, 149]. Edessa und Umgebung wurden dagegen erst 1031 wieder byzantinisch. Es bleibt das Staunen, warum die byzantinischen Kaiser über 300 Jahre lang sich keinen Deut um jene Reliquie kümmerten, die offenbar überlebensnotwendig für sie war.

Ausgerechnet in der tuchlosen Zeit bringt Iustinian II. als angeblich erster Kaiser zwischen 685 und 695 das Christusporträt auf Münzen. Es ist eindeutig dem Grabtuch nachempfunden.

"Eine der Münzen, die Justinian II. im Jahre 692 prägen ließ, ein sogenannter Tremissis [...] weist so viele charakteristische Merkmale auf, die alle mit dem Angesicht des Grabtuches übereinstimmen, daß man nicht umhin kann, zu schließen, daß die Münzstempelschneider dieses Kaisers eine direkte Kenntnis vom Mandylion [griechischer Name des Edessa-Tuchs] gehabt haben müssen, also direkt in Edessa Skizzen von dem auf dem Tuch erkennbaren Antlitz gemacht haben, oder gar die Modelle für ihre Münzstempel" [37].

Dabei wird eines übersehen: Edessa und Grabtuch waren damals in arabischer Hand! Ließ der byzantinische Kaiser seine Münzstempel unter arabischer Observanz schneiden?

In seiner zweiten Amtszeit (705-711) prägt Iustinian II. neuerlich ein Christusporträt, doch nunmehr ein bartloses, das seit fast 200 Jahren aus der Mode gekommen war. Nachdem die Numismatik keine Chronologie aus sich heraus entwickeln kann, sondern die Münzen entsprechend der kurrenten Chronologie passenden Kaisern zuweist, wären hier neue Zuweisungen möglich, die sinnstiftend wirken würden.

Weil das Mandylion in der Regierungszeit von Iustinian I. (527-565) bedeutsam wurde, wäre er allein der geeignete Kandidat für zwei verschiedene Christusporträts. Dann hätte er vor 544 den bartlosen Typus prägen lassen, der sich nach herrschender Meinung in Ravenna noch bis um 520 gehalten hat [37f, 93] und den Iustinian II. bislang anachronistisch spät reanimiert hätte. Nach dem Tucherfolg gegen die Perser wäre Iustinian I. zu der erfolgreichen, bärtigen Version übergegangen, die nach der Phantomzeit dann in Byzanz zum Standard wird. So würde die bisherige verdoppelnde Porträtabfolge 'bartlos → bärtig → bartlos → bärtig' reduziert auf den einfachen und obendrein motivierten Übergang: bartlos → bärtig.

Literatur (mit Hilfe von Meinhard Hoffmann, Bruchköbel)

- Berna, Kurt (196?): *Jesus, nicht am Kreuz gestorben*;
- Bulst, Werner S.J. (1990): *Betrug am Turiner Grabtuch. Der manipulierte Carbonest*; Frankfurt/Main
- Bulst, Werner S.J./ Pfeiffer, Heinrich S.J. (1991): *Das Turiner Grabtuch und das Christusbild. Band II: Das echte Christusbild*; Frankfurt/Main
- Herbst, Karl (1992): *Kriminalfall Golgotha. Der Vatikan, das Turiner Grabtuch und der wirkliche Jesus*; Düsseldorf
- Illig (1989): "Der Schuß nach hinten: C14 und das Turiner Grabtuch"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* I (1) 24
- (1992): "Grabtuch und Mumien"; in *VFG* IV (1) 26
- Kersten, Holger/ Gruber, Elmar (1992): *Das Jesus-Komplott. Die Wahrheit über das Turiner Grabtuch*; München
- Köhler, Joachim (1992): "'Krise ungeahnten Ausmaßes'"; in *Stern* 43/95, S. 124
- Kunz, Martin/ Räther, Frank (1995): "Schnappschuß aus dem Mittelalter"; in *Focus* 4/1995, S. 120
- Picknett, Lynn/ Prince, Clive (1995): *Die Jesus-Fälschung. Leonardo da Vinci und das Turiner Grabtuch*; Bergisch Gladbach
- Zehetbauer, Markus, Priester (1986): *Jesus? Die Ergebnisse der Grabtuchforschung*; Planegg

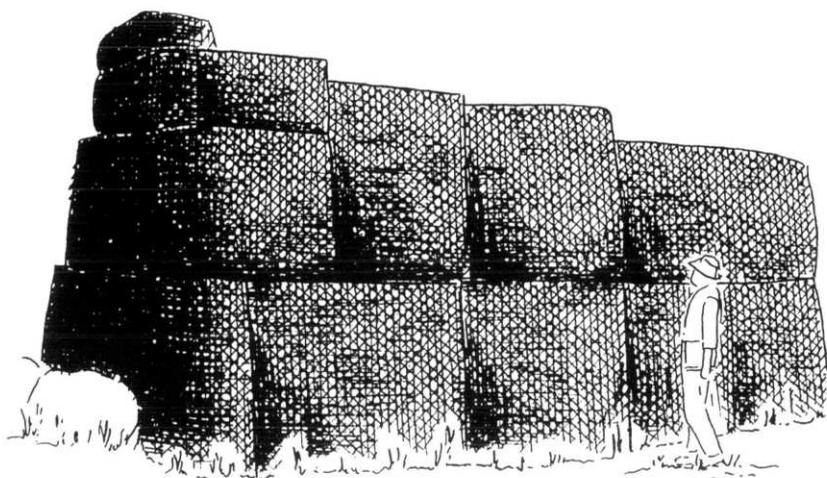
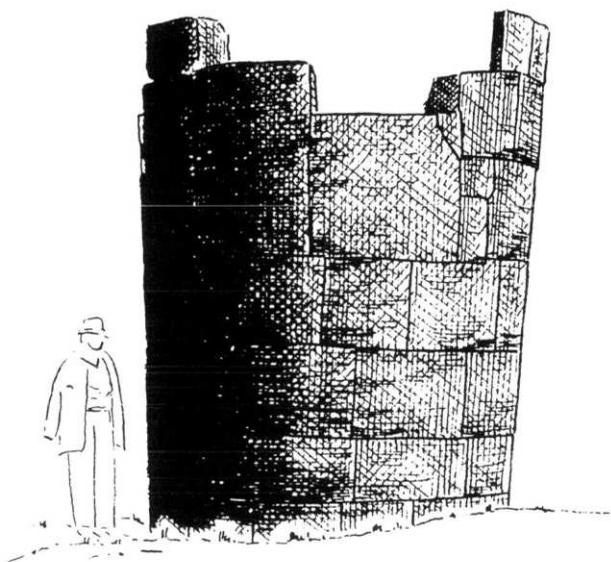
Osterinsel - Pazifik - Andenraum

Mehr als eine Megalith-Rezension, von Heribert Illig

Horst Gatermann (1996): *Die Osterinsel. Eine Insel im Einflußbereich zweier Kulturen. Besiedlung der Insel und Entwicklung der Megalithkultur*; Frankfurt/M., ISBN 3-86137-419-6, 201 S., 12 Fotos, dazu Zeichnungen

Als 1989 unser Jahrestreffen in Frankfurt stattfand, gab es im Senckenberg-Museum eine unerfreuliche Ausstellung über die Kultur der Osterinsel. Unerfreulich deshalb, weil zwar vieles, sogar ein "ahu" samt Figuren, präsent war, aber der wichtigste Protagonist der pazifischen Forschung nach schlechter Wissenschafts-Gewohnheit geächtet wurde. Zweimal hatte Thor Heyerdahl mit einem Balsafloß bewiesen, daß man von Südamerika aus 4.000 km entfernte Inseln erreichen kann, 1962 hatte er mit seinem Buch *American Indians in the Pacific* auch bewiesen, daß er in schwankenden Krähenestern und am Schreibtisch zuhause ist - aber das wasserscheue Sitzfleisch ("Die Hämorrhoiden zieret den Gelehrten"; Arno Schmidt) war sich wie immer einig: Heyerdahl muß verschwiegen werden!

Aus diesem Grund ist es eine Freude, Horst Gatermanns unpräntiöse Schrift vorstellen zu können. Sie präsentiert den Stand jener Forschung, die nicht mit dogmatischen Scheuklappen stur und ausschließlich auf eine möglichst landnahe Kulturausbreitung von West nach Ost setzt. So gelang dem freischaffenden Architekten und Autor - weit über den Titel hinausgreifend - ein Führer zu den weitverstreuten Megalithkulturen des pazifischen Riesenraumes. Er sichtet und kategorisiert sie: Zentralpolynesien (u.a. die Marquesas mit ihren Steinskulpturen), Tonga (Grabpyramiden und ein Trilithon), die Karolinen (mit zwei urbanen Gebilden) und die Marianen (mit Säulenrastern als Fundamentkonstruktionen) - in Südamerika dann Chavin, Tiahuanaco, das Reich der Colla und das nachfolgende der Inka, das Colla-Steinmetze zwangsrekrutiert hat. Wir können so der wohl spätesten Megalithkultur dieser Erde begegnen, in der noch 1815 (auf Tahitis Nebeninsel Morea) Kulthandlungen vorgenommen worden sind. Nach diesem Rundgang über den halben Globus - so groß ist der Pazifik samt Anrainergebieten - würdigt der Autor die Megalithkultur ihres kleinsten 'gemeinsamen Nenners', nämlich der Osterinsel.



Oben: Chullpa der Colla-Steinmetze, Titicaca-See. Unten: Abschlußwand des ahu O Tahiri, Osterinsel [Gaermann 69, 125; Zeichnungen des Verfassers]

Rapa Nui, die 'einsamste Insel der Welt' ist mehrfach besiedelt worden, wie monolithische Kolossalstatuen, Kultpodeste, Petroglyphen, grotten- und turmartige Gebäude, Holzschnitzereien und mit den rongo-rongo-Tafeln die einzigen Schriftzeugnisse im pazifischen Raum belegen. Aus alten Überlieferungen und modernen Besiedlungstheorien formt sich ein klares Bild, das auch den Zeitvorstellungen Heyerdahls kritisch gegenübersteht:

4./5. Jh.: erste Kolonistengeneration

≈ 1350: erster polynesischer Stamm unter Häuptling Hotu Matua landet

≈ 1450: Colla-Flüchtlinge aus dem Titicacasee-Gebiet

1680: 'Bürgerkrieg' zwischen Lang- und Kurzohren

1722: ein schippernder Holländer als erstes europäisches Schiff

1862: Sklavenjäger verschleppen Großteil der männlichen Bevölkerung

1955: archäologische Heyerdahl-Expedition

Aus dem Steinbau, aus Mythen und den spezifischen Ohrdeformationen (Langohren) läßt sich mittels der Inka-Geschichte schlußfolgern, daß die Expansion dieses "sozialistischen Staates" gegen 1440 einige Colla an die Küste und dann auf Flösse getrieben hat. Nachdem sie die Osterinsel erreicht hatten, ist der ahu O Tahiri gebaut worden, der dem andinen Stil minutiös gleicht: paßgenaue Präzision bei größten Formaten. Er ist aber nicht bei Altarplattformen, sondern nur bei den etwa 30 Turmbauten ("tupas", analog zu den andinen Chullpas) fortgesetzt worden.

Von da kann die Evolution jener Statuenbüsten (moai) nachgezeichnet werden, die den eigentlichen Ruhm der Osterinsel ausmachen. Selbst hier 'am Ende der Welt' wuchsen die Megalithe immer weiter in den Himmel: Von anfangs vielleicht 2 m steigerten sie sich auf über 12 m, wobei der 'Hut' 2,40 m an Höhe beisteuert. Ein unvollendeter Gigant mißt sogar 20,90 m und hätte fertig wohl an die 200 t gewogen - ein Relikt des Gigantismus wie der unvollendete Obelisk in Assuan. Die Ausrottung der Langohren gegen 1680 setzt das zeitliche Limit für diese steinzeitlichen Riesen, just dann, als auch - zum synoptischen Vergleich - der geniale Bildhauer und Architekt Lorenzo Bernini stirbt (1598-1681), 'Megalithiker' auch er.

Ein kulturgeschichtliches Sachbuch von Rang, das auf Mythen genauso eingeht wie auf Geschichte, auf kulturelle Kontakte genauso wie auf Seefahrtstechnik oder die Nahrungsprobleme einer Bevölkerung, die sich auf einer Insel beschränken muß, die noch deutlich kleiner ist als etwa Malta.

Miszellen und Leserbriefe

"Ein Historiker ist vor allem jemand, der nicht selbst dabei war."

Frithiof Brandt (ein Fund von Karl Döring, Wadern)

Zum Leserbrief von Ulrich Voigt [VIII (2) 242]:

Die Wiederkehr der Wochentage erfolgt im Rhythmus 5 - 6 - 11 - 6, was zusammen 28 ergibt, d.h. alle durch 28 teilbaren Jahresintervalle müssen gleiche Wochentage haben, ebenso alle, bei denen der Rest 5, 6, 11 oder 6 (in dieser Reihenfolge!) beträgt. Das Zeitmaß 297 Jahre erfüllt diese Bedingung: $280 + 11 + 6$ (oder $+ 6 + 11$, das wäre erst zu ermitteln) = 297. Man kann denselben Tatbestand auch anders ausdrücken, nämlich in Tagen: $614 = 911$ bedeutet, daß 297 Jahre ausfallen, nämlich nach 613 bis 910 einschließlich, das sind $297 \times 365 + 74$ (Schalttage) = 108.479 Tage, das sind glatt 15.497 Wochen. Diese Rechnung gilt wegen der Schalttage nicht allgemein, sondern nur für diesen Zeitraum.

Für die Osterfeste gilt dasselbe in noch eingeschränkterem Maße. Das Osterfest fällt viel häufiger als alle 532 Jahre auf denselben Tag, da es nur in einem Bereich von 35 Tagen verschiebbar ist (22.3. bis 25.4.). Die Wiederholung gleicher Ostertage ist darum recht häufig.

Dennoch wäre es natürlich hochinteressant, wenn Herr Voigt einige gut dokumentierte Osterfesttage im fraglichen Zeitraum oder davor vorlegen würde. Mit reiner Mathematik läßt sich da nichts erreichen.

Uwe Topper 12051 Berlin Warthestr. 60

Es ist grundsätzlich anzumerken, daß Bücher anderer Verlage nicht beim oder über den Mantis Verlag erworben werden können!

Bereits erschienen: Gunnar Heinsohn und Otto Steiger: **Eigentum, Zins und Geld. Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft**; Rowohlt Verlag, Reinbek, 544 S., geb., 58,- DM.

Im September erscheint: Heribert Illig: **Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte**; Econ Verlag, Düsseldorf, ca. 450 S., geb. 42,- DM.

Kurt Schildmanns '*Fascicle Nr. 1 '100 Pictorial Bilinguals'* ist zum Preis von 50,- DM beim Autor (53177 Bonn, Weissdornweg 91) beziehbar.

Mantis Verlag

Gunnar Heinsohn (1993): Wer herrschte im Indusl?

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser

102 S. 43 Abb. Paperback 20,- DM

Gunnar Heinsohn (1992): Perserherrscher gleich Assyrerkönige?

Assyrien ist auch in seiner persischen Glanzzeit
nicht ohne Schrift und Städte

142 S. 83 Abb. Neuauflage in Vorbereitung

Gunnar Heinsohn (1991): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit

146 S. 42 Abb. Paperback 22,- DM

2. Auflage verbessert und um ein aktualisierendes Vorwort erweitert

Heribert Illig (1994): Hat Karl der Große je gelebt?

Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit

3. Auflage 405 S. 71 Bildseiten Paperback

(nur für Abonnenten, nur noch 19,- DM)

Heribert Illig · Franz Löhner (1993): Der Bau der Cheopspyramide

Seilrollen an der Pyramidenflanke: Wie die Pharaonen wirklich bauten

2. korr. Auflage 220 S. 125 Abb. Paperback 32,-

(für Abonnenten 28,-)

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und

Gewalt in archaischen Gesellschaften

131 S. 25 Abb. Paperback 22,- DM

Heribert Illig (1992): Chronologie und Katastrophismus

Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag

256 S. Paperback (38,- DM) vergriffen

Heribert Illig (1987): Schriftspieler -Schausteller

Die künstlerischen Aktivitäten Egon Friedells

317 Seiten Paperback 28,- DM vergriffen

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 8, Heft 3, August 1996

- 247 Editorial
- 248 Klaus Weissgerber: Aegyptiaca I. Erste Bemerkungen zur altägyptischen Geschichte
- 269 Gunnar Heinsohn: Die Verwirrung der Ausgräber von Emar am Euphrat
- 279 Kurt Schildmann: Entzifferung der Indus-Schrift
- 281 Reinhard Sonnenschmidt: Archaische Gnosis. Widerspruch oder Kontinuität?
- 302 Heribert Illig: Roms 'frühmittelalterliche' Kirchen und Mosaik. Eine Verschiebung und ihre Begründung
- 327 Heribert Illig: Von der Karlslüge. Über die Fortsetzung einer wissenschaftlichen Debatte
- 337 Robert Zuberbühler: Kirchenorientierung in Zürich und Basel
- 339 Christoph Marx: Der (bislang) letzte »Große Ruck« 1348. Die Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit
- 357 Heribert Illig: Submarine Römer in Como?
- 358 Gunnar Heinsohn: Das glatte Antlitz der Venus
- 360 (Jeanne Rubner): Zum Tod von Thomas Kuhn
- 361 Christian Blöss/ Hans-Ulrich Niemitz: Der Selbstbetrug von C14-Methode und Dendrochronologie
- 390 Heribert Illig: "Turiner Grabtuch" - die dritte. Falsche Daten - echte Münzen
- 395 Heribert Illig: Osterinsel - Pazifik - Andenraum. Mehr als eine Megalith-Rezension
-
- 246 Impressum
- 398 Miscellen und Leserbriefe
- 399 Verlagsanzeige

ISSN 0947-7233